UNIVERSITY OF ST. MICHAEL'S COLLEGE
3 1761 01946297 7

...rles-Louis Philippe

...arie Donadieu

Roman

7.70 xx

UNIVERSITY OF ST. MICHAEL'S COLLEGE
LIBRARY

Digitized by the Internet Archive
in 2011 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/mariedonadie00phil

Charles-Louis Philippe

Marie Donadieu

Roman

Berechtigte Übersetzung aus dem Französischen
von Nanny Collin

Im Insel-Verlag zu Leipzig

Übernommen aus dem Verlage
von Egon Fleischel & Co., Berlin

Erſter Teil

Erstes Kapitel

Die Großmutter rief:

„Sieh doch nur, wie niedlich sie ist.“

Der Großvater wärmte sich im Eßzimmer. Er stand auf und sagte: „Erst will ich meine Holzschuhe ausziehen, sonst wecke ich sie am Ende.“

Sie hatte sich übrigens im Schlafe aufgedeckt. Die Großmutter sprach: „Wie gut, daß ich nachgesehen habe. Arme Kinder! Das holt sich so leicht den Schnupfen.“

Man hatte ihr ein Schäfchen gegeben, weil sie geweint. Wenn sie dessen beweglichen Kopf hin und her schaukelte, gab es Töne von sich. Sie hatte gerufen:

„Hör', Großmuttchen, es macht: mäh!“

Gleich darauf war sie eingeschlafen, mitten in einer Bewegung. Ihr Arm lag ausgestreckt. Das Schäfchen ruhte auf der Seite.

Sie hieß Marie, sie hieß auch Louise, aber man nannte sie nur Zizette. Und in dem kleinen Bett sah sie wirklich wie ein Tüpfelchen aus. Der Großvater konnte nicht an sich halten: er beugte sich hinab, näherte ihr sein Gesicht und wagte einen Kuß. Die Großmutter bekam einen Schreck:

„Laß doch."

Er begann zu lachen und meinte:

„Daß ich sie nur nicht aufwecke, wenn ich nachher zu schnarchen anfange."

Sie zuckte die Achseln:

„Du bist gerade solch ein Kind wie sie. Laß dich dadurch nicht abhalten, schlafen zu gehen. Sie wird sich schneller daran gewöhnen, als du es dir abgewöhnst." —

Sie gingen leise schlafen: seit dreißig Jahren waren ihre Bewegungen dabei die gleichen. Zusammen zog er seine Joppe und Weste aus, und da er keine Hosenträger trug, hatte seine Frau kaum Zeit zu der erstaunten Frage:

„Wie, du liegst schon im Bett?"

Er hatte in seinem Leben zwei große Dummheiten gemacht: er hatte sich mit zwanzig Jahren

verheiratet, weil sein Blut danach verlangte. Er hatte die siebzehnjährige Alexandrine erwählt, die Dienstmädchen bei seinem Vater, dem alten Bourdon, war, und er brach jeden Widerstand auf die Gefahr hin hereinzufallen. Die zweite Unklugheit war anderer Art: er kaufte das verfallene Haus eines alten Rentiers und zahlte dafür, was dieser verlangte; der Garten hatte es ihm angetan. Er ließ es abreißen und sich eine Art einstöckiger Villa bauen, in der die Maurer, Zimmerleute und Anstreicher achtzehn Monate hausten. Immer sind es die Dummen, die bauen lassen. Im Dorf sagte man:

„Basile Bourdon wird auch nie klug werden."

Er fühlte sich im Bett behaglich, wenn er den ganzen Tag durch die Felder gegangen war. Jeden Abend zog er seine dicken gelben Stiefel aus, machte es sich in Holzschuhen bequem und setzte sich grübelnd in die Kaminecke. Die Großmutter fragte:

„An was denkst du, Basile?"

„An nichts," antwortete er, „ich sinne nur nach."

Er liebte das Bett sehr, und wenn er darin

lag, überließ er sich noch für ein Weilchen tiefgründigen Betrachtungen. Die Federnwärme spann ihn ein und bemächtigte sich ganz sacht seines Kopfes, in dem der Schlaf dumpf brütete. Es tut gut, sich mit fünfzig Jahren die nötige Ruhe gönnen zu können. Oft mußte er an Dinge denken, die weit zurücklagen.

Da er fünf Töchter besaß, hatte er viel von seiner Sicherheit verloren. Die Unmöglichkeit, ständig über ihre Tugend zu wachen, die Nähe von Lyon, das mit seinen fünfhunderttausend Einwohnern so leicht Gelegenheit zu Liebschaften bietet, und die übliche Heimlichtuerei achtzehnjähriger Mädchen ließen ihn ahnen, daß in das Leben jeder Frau ein Gast tritt, den man nicht erwartet hat. Er fürchtete immer, nicht genug Strenge zu zeigen. Die beiden Ältesten heirateten Beamte. Die Dritte einen Hotelbesitzer in einer Kreishauptstadt, und sehr bald begann die Geschichte. Drei Jahre nach ihrer Verheiratung bekam sie einen Sohn. Ein Jahr später bemerkte der Großvater, daß der Junge Zug für Zug dem Oberkellner glich. Da gab es schwere innere Kämpfe, und er wußte niemals, ob er das Kind lieben

sollte. Von seinen zwei anderen Töchtern war Jeanne, die Jüngste, erst dreizehn Jahre alt. Die andere, Adrienne, war schön. Ihre kastanienbraunen Haare, die sie in der Mitte scheitelte, bauschten sich an den Schläfen, und der ganze Ausdruck ihres Gesichts konzentrierte sich in den Augen, aus denen beständig ein blauer, tiefer, ruhiger Blick leuchtete. Mit achtzehn Jahren heiratete sie ganz unvermittelt Felix Donadieu, den Werkmeister in einer Lyoner Seidenfabrik. Sie besuchte ihre Eltern häufig. In der ersten Zeit zuckte es immer in ihrem Gesicht, als ob ihr Herz all die Seligkeit nicht ertragen könnte. Und plötzlich war die Freude zu Ende, das Glück verwelkt. Eines Nachts kam Felix nicht nach Hause: seine Liebe zu Adrienne war nur Strohfeuer gewesen. Das Leben packte sie an. Sie gebar ein Töchterchen und kleidete es weiß und blau, der heiligen Jungfrau zu Ehren. Felix löste sich von ihnen los; er kam herunter, er trieb sich umher, wo etwas los war, mußte er dabei sein. Wenn er betrunken war, hob er die Hand gegen seine Frau, aber er schlug sie nicht. Es gab Nächte, wo es ihm Spaß machte, mit der ganzen Bande, Männern und

Frauen, unter den Fenstern seines Hauses vorbeizuziehen und laut zu johlen. Auf solche Nächte folgten dann manchmal seltsame Tage. Er ging zur Arbeit, kehrte gegen sieben Uhr abends heim, ging geradenwegs in das Schlafzimmer, schlief, und morgens, wenn sie das Kind anzog, näherte er sich ihr, biß die Zähne zusammen und stieß die beiden Worte hervor: „Verzeih mir!“ Den ganzen Tag saß er dann auf der Erde, legte den Kopf auf ihre Kniee, küßte mit großer Leidenschaft ihr Kleid und weinte. Er sagte ihr: „Ich liebe dich! Ich habe gearbeitet, als ich mit den Anderen ging, aber weil du es bist, Adrienne, will ich den ganzen Tag zu Hause bleiben.“ Er setzte seine Stellung aufs Spiel, er war ganz außer Rand und Band, er sang ihr Lieder vor. Er hatte eine tiefe, klangvolle, leidenschaftliche Stimme.

Im vierten Jahre ihrer Ehe wurde der Gesichtsausdruck Adriennes ein anderer. Sie faßte plötzlich einen festen Entschluß, der in ihren Augen ein seltsames Leuchten entzündete. Als sie das letzte Mal bei ihrem Vater auftauchte, hatte sie ihr Töchterchen bei sich. Sie blieb zwei Tage dort und zog das Kind mit sich in alle Winkel,

umschmeichelte es stumm, mit verschleiertem Blick, als ob sie ihrem Gedächtnis etwas fest einprägen wollte. Sie ging und ließ Zizette den Großeltern, die sich das Kind schon lange gewünscht hatten. Sie ging für immer. Zwei Tage später eilte Felix herbei, und da kam es heraus: sie war nicht nach Hause zurückgekehrt. Die Alten sagten kein Wort. Basile Bourdon war gerecht: er hatte fünf Kammern in seinem Herzen, jetzt wurde eine davon zugemauert. Felix war kalt und bleich. Er hatte ganz Lyon, sogar die Polizei in Bewegung gesetzt und in Erfahrung gebracht, daß sie die Stadt verlassen hatte, aber nicht allein. Er wollte nichts mehr von ihr wissen: mochte sie verrecken!

Und darum warf sich der Großvater an jenem Septemberabend so lange unruhig in seinem Bett herum. Von all diesen Dingen war ihm eine Schwere im Blut geblieben, die er nicht loswerden konnte. Hin und wieder hob er den Kopf in das Dunkel, um auf ein leichtes Geräusch zu lauschen, auf den Atem des Kindes, für das er am liebsten die Wände seines Hauses wattiert hätte.

* * *

In den ersten Tagen machte sie sich keine Sorge. Sie war ein kleiner Schelm, der einem keck ins Gesicht sah und stets ein Wort bei der Hand hatte. Sie hatte die Frage sehr schnell entschieden. Tante Jeanne bekam es zuerst zu hören. Tante Jeanne, die dreizehn Jahre alt war, wußte, daß ihre Schwester mit einem Herrn davongegangen war und daß sie so was nicht hätte dürfen. Sie rief: „Mutter, hör doch mal, was sie sagt."

Das Kind lachte und sang:

„Meine Mama kommt wie . . . i . . . der, meine Mama kommt wie . . . i . . . der."

Die gute Frau beugte sich zu ihr nieder:

„Deine Mama ist tot, mein Töchterchen."

Das Kind lächelte:

„Wo ist denn das — tot, sag doch, Großmutterchen?"

„Das ist auf dem Kirchhof, Kleinchen."

Darüber empfand sie nun vor allen Leuten einen gewissen Stolz. Manchmal kam Besuch. Man plauderte. Sie begriff wohl die Wichtigkeit dieser Herren und Damen, und da sie an der Unterhaltung nicht teilnehmen konnte, wollte sie wenigstens

zeigen, daß sie mehr war, als es schien. Sie zupfte sie an den Kleidern und sagte plötzlich:

„Meine Mama ist tot. Sie ist auf dem Kirchhof.“ — —

Eine schöne Kindheit begann für sie, Basile und seine Frau aber mit ihren fünfzig Jahren fühlten, daß sie alterten. Ihr Lächeln wurde milder; in den zwei Falten an den äußersten Mundwinkeln setzte es sich fest und ließ die welken Wangen frisch erscheinen. Oft, nur um das Kind näher zu haben, rief es der Großvater. Seine Augen wurden ein wenig schwach; gern hätte er seine Brille aufgesetzt. Ja, er hätte das Kind rufen mögen, nur um seinen Namen aussprechen zu dürfen. Manchmal blickte er es an und murmelte:

„O, die arme Kleine, die arme Kleine!“

Die Großmutter erwiderte:

„Und zu deinen Töchtern warst du doch eigentlich hart. O, jetzt merkt man, daß du Großvater wirst.“

Er machte eine Armbewegung, als ob jetzt doch alles gleich wäre, und sagte:

„Aber auch so ein armes Kind!“

Er dachte an die Mutter, neigte sich zur Tochter, dachte an seine fünfzig Jahre, an die Zukunft und war voller Angst, daß er ihr vor seinem Ende nicht genug Güte zeigen könnte. Er lehrte sie Spiele. Er war Gutsverwalter, führte die Wirtschaftsbücher, überwachte die Aussaat und war gewohnt, mit großen, wuchtigen Schritten über die gelbe Erde der umbrochenen Felder zu stampfen. Er verkleinerte seine Schritte und paßte sie denen des Kindes an, wenn er es während ganzer Nachmittage durch die Alleen des Gartens begleitete. Er spielte Versteck mit ihm und verbarg sich hinter einem Stachelbeerstrauch. Sie hatte ihn gesehen und lief auf ihn zu. Da richtete er sich plötzlich in die Höhe, stampfte mit dem Fuß auf und schrie: „Hu!“

Sie sprang vor Vergnügen:

„Noch Hu machen, Großväterchen.“

Oder sie rannten durch alle Zimmer des Hauses. Die Großmutter wurde ärgerlich:

„Ewig seid ihr hinter mir her. Und du hast doch wirklich genug zu tun. Sieh doch nach deinen Leuten.“

Er sah seine Enkelin an und antwortete:

„O! Dreißig Jahre lang habe ich für andere gearbeitet, jetzt könnten sie wohl zufrieden sein. Nun will ich für mich arbeiten.“ — — — —

Sie hatte dichtes blondes Haar, eine lockige Fülle, von der jede Strähne gleich ihr Lust zu tanzen hatte. Ihre Füßchen führten ein Leben, über das sie nicht Herr war, bereitwillig folgte sie ihnen und tänzelte dahin. Eines Tages wurde auf einem der Pachtgüter, die Basile zu überwachen hatte, gedroschen. Sie kamen gerade zur Essenszeit. Während er die Scheune besichtigte, blieb sie bei den Arbeitern. Er kam zurück und fand sie aufrecht auf dem Tisch aufgepflanzt; sie hatte ein Glas Wein getrunken und schrie aus Leibeskräften: „Donnerwetter! He! Großväterchen! Donnerwetter.“ Sie war so vergnügt, daß er niemandem böse sein konnte: er schüttelte sich vor Lachen und schloß sie in seine Arme.

Alles legte er in dieses eine Wort:

„Und wenn sie das Kind eines anderen wäre, ich glaube, ich müßte sie trotzdem lieb haben.“

Das Leben hatte ihn zwei oder drei feste Prinzipien gelehrt, die er gewissenhaft anwandte; er

glaubte die Regeln der Erziehung zu kennen und rügte die kindlichen Unarten seiner Töchter aus Prinzip. Dies erstreckte sich auf Manieren, Worte, Seufzer. So aß einmal Jeanne, die Jüngste, laut schlürfend ihre Suppe. Er hörte dieses haa . . . p alle zwei Sekunden und hätte seine Nerven sehr wohl daran gewöhnen können; aber er glaubte, daß hier eine Ermahnung am Platze wäre:

„Hör doch auf mit dem Schlürfen. Du ißt zu gierig. Es hört sich an, als ob du deine Suppe trinkst, statt sie zu essen."

Zizette war dabei, sie griff diese Worte auf, nahm sofort den Löffel zur Hand und begann dieses haa . . . p nachzuahmen, während ihre Blicke um den ganzen Tisch gingen. Sie hatte ein vorzügliches Gedächtnis und setzte dieses Spiel während mehrerer Mahlzeiten fort. O! sie tadelte er nicht: er war glücklich und fand sie so reizend.

* * *

Sie war aufbrausend, sie hatte entschiedene Gesten, sie warf zornige Blicke um sich, deren sie

nicht immer Herr war, und in ihr sproßten unausrottbare Keime, die von Basile und Adrienne und zum Teil auch von Felix stammten. Die Geschichte mit dem Pfund Butter geschah, als sie acht Jahre alt war. Alle Nachmittag um vier Uhr gab ihr die Großmutter ein Butterbrot. Sie konnte nie genug bekommen, und eines Tages, da die Großmutter geschäftig von Zimmer zu Zimmer ging, schlüpfte sie im Augenblick, als sie den Rücken drehte, wieder in die Küche. Sie öffnete den Schrank, nahm den Butterteller, versteckte ihn nicht einmal unter ihrer Schürze und ging in den Garten. Ganz sachte aß sie mit dem Finger, kümmerte sich nicht darum, daß die Zeit verstrich, und beobachtete nur gierig, was ihr noch übrig blieb. Jedoch eine Stunde später erinnerte sie ein Etwas in ihrem kleinen Magen daran, daß sie den Teller verstecken und ins Haus gehen müßte. Nun mußte sie sagen:

„Großmutter, mir ist übel."

Man kochte ihr Lindenblütentee, man legte sie ins Bett, man sorgte für warme Füße, voller Angst, daß es eine der vielen Kinderkrankheiten

sein könnte. Aber als das Abendbrot bereitet werden sollte, kam Großmutter plötzlich herein:

„Wer hat denn bloß meine Butter aufgegessen?“

„Ich war's gewiß nicht, Großmütterchen!“

Sie sagte ‚Großmütterchen‘, ließ sich gerade ins Gesicht sehen, und das Blaue in ihren Augen war klar wie ungetrübtes Wasser.

Einige Tage später fand man den Teller hinter einer Hecke; ein Restchen ranzige Butter war noch darauf.

* * *

Und wieder ein ander Mal. Sie war zehn Jahre alt und ging in die Schule. Ein armes Mädchen, dem die Großmutter Maries Kleider schenkte, wenn sie sie nicht mehr tragen konnte, sagte eines Tages zu einem Haufen Kinder:

„Ja, ja, diese Marie Donadieu! Ist das eine Lügnerin!“

Marie erfuhr es. Und an einem Herbstabend, wo Nebel alle Dinge umhüllten und scheinbar wie ein böser Spuk die Welt durchzogen, stand sie versteckt hinter einer Hecke. Dort drückte sie mit

fest angepreßten Ellenbogen den Zorn gleichsam zwischen ihren Armen zusammen, damit er im gegebenen Augenblick um so besser hervorschießen könnte. Das Kind kam vorbei: es mußte hier vorbeikommen. Marie trat vor ohne jede Bewegung.

„Komm her, du!"

Das Kind näherte sich, erschreckt, wie ein Armer, dem jede Freude schnell entweicht.

„Du hast mein Kleid an!"

Jetzt stiegen dem kleinen Mädchen dicke Tränen auf, und immer mehr, und dann stürzten sie hervor aus den Seen, die so leicht überfließen. Marie hielt sie mit dem linken Arm und zog ihr mit der rechten Hand das Kleid aus. Das Kind gab ihren Bewegungen nach durch Biegen des Körpers und streckte die beiden Arme vor, damit sie die Ärmel besser abstreifen konnte.

„Und jetzt hast du noch meine Stiefel."

Das Kind setzte sich und zog die Stiefel aus. Marie riß das Mädchen am Leibchen hoch:

„Nun mach, daß du fortkommst."

Sie lief davon mit ihren zerrissenen Strümpfen, mit ihren nackten Armen, in ihrem kurzen Unter-

röckchen, das aus einem alten Rock ihrer Schwestern gemacht war, und in dem ein Flicken aus anderem Stoff sich hinten abzeichnete. Sie lief davon, die beiden Fäuste in die Augen gedrückt, die Wangen von Tränen zerfressen, mit einem Schluchzen, das sie bei jedem Schritt hervorstieß. Noch lange konnte man es hören, wie es aus dem Fußpfad hervorkam, wie es den Abhang hinaufstieg, so wie man manchmal durch die Nacht einen Klageruf tönen hört, den irgend eine Verbrecherhand erpreßt.

Am nächsten Morgen erwartete Marie das Kind an derselben Stelle. Als die Kleine sie plötzlich bemerkte, blieb sie wie festgewurzelt stehen, mit klappernden Zähnen, streckte ihr die Hände entgegen und stotterte: „Verzeihung, Fräulein!“ Da packte Marie das Kind, zog es an sich, küßte es auf Stirn, Wangen und Mund und wußte gar nicht, was sie ihm alles Liebes tun sollte. Das Kind brach in Tränen aus. Es war barhaupt; da riß Marie ihren Hut mit beiden Händen vom Kopf, stülpte ihn der Kleinen auf und rannte eilig, ohne sich umzublicken, davon.

* * *

Mit dreizehn Jahren hatte sie ein zartes vornehmes Gesicht. Sie tollte im Garten umher im Strohhut; die Sonnenstrahlen spielten in ihren blonden Haaren, und es blieb auf ihnen ruhen wie Sonne, die die Erde küßt, daß Korn und Mais hervorsprießen und auch wachsen in den durchsichtigen Schatten des Maimonats. Ihre Augen glänzten zu sehr, als daß man ihre blaue Farbe vor Glanz erkennen konnte. Sie konnten nicht ruhig und aufmerksam blicken. Ihre Bewegungen waren lebhaft und feurig, doch ihr Herz verrieten sie nicht; ihre Augen aber leuchteten so sehr, daß ihr ganzes Wesen nur Auge zu sein schien.

Basile wurde müde. Er betrachtete sie ruhiger, schweigsamer und fühlte, daß hier eine köstliche Herbstfrucht reifte, für die im Keller eine besondere Strohschütte nötig ist und besondere Geduld und Sorgfalt, denn der feinste Duft und der frischeste Glanz entwickeln sich langsam in geschützten, schattigen Räumen. Aus seinen fünf Töchtern hatte er fünf Haushälterinnen gemacht. Er hatte sie in den alt hergebrachten Grundsätzen erzogen, welche die Frau am häuslichen Herd halten und sie durch eine

Jugend in der Küche, bei den Einmachetöpfen und bei der Wäsche, für die Ehe vorbereiten. Aber das Leben dieser da bedurfte einer anderen Grundlage. Dieses kleine Weib war voll Zärtlichkeit, voll Frohsinn, und Basile erhöhte unbewußt den Reiz ihrer natürlichen Schönheit durch Bildung und Anmut und alles was zur Liebe reizt. Er schickte sie in ein Kloster.

* * *

In einem abgelegenen Viertel, etwas außerhalb Lyons, nicht weit vom Park Tête-d'or, lag am Rhone-Kai das Kloster mit ein paar verstreuten Fenstern in der kahlen Mauer. Der Ehrenhof, von einem stillen, steifen Klostergang umgeben, bestach die strengen Eltern durch seine schweren Pfeiler, als wären sie Bürgschaft für eine prinzipienstarke Erziehung. Basile fröstelte es zuerst, aber der zweite Hof glich einem Park. Alte Linden mit grünlichen Stämmen streckten ihre friedvollen Zweige aus und ließen an die Großmutter mit ihrem Lindenblütentee denken. Der Rasenplatz aber, mit drahtgeschützten Rosenstöcken in der Mitte, der sich flach und weit

ausdehnte, war mit seinen drei einladenden Ruhebänken so recht etwas, das ein Großvater erträumt für seine Enkelin, die er dalassen muß. Basile hatte einst ein Haus nur des Gartens wegen gekauft.

Es waren einige zwanzig Pensionärinnen dort: ‚das Institut' war hauptsächlich ein Externat. Die Kinder im Alter von zehn bis siebzehn Jahren bildeten eine Gemeinschaft, in der kleine Zärtlichkeiten, Ringelreihen unter den Linden, heimliches Sichputzen mit Schleifen und Bändchen sich abwechselten, aber überall war die Schwester Oberin, die die geheimen Gedanken überwachte. Wie ein Stein fiel Marie in diese Gemeinschaft und blieb in einer Ecke liegen. Sie ging ihre eigenen Wege, hielt sich fern von den Ringelreihen und verachtete die kleinen Gefälligkeiten, die artige Kinder einander erweisen. Sie kniff die Allerkleinsten und brachte sie zum Weinen; nicht um ihnen Schmerzen zu verursachen, sondern weil es ihr wohltat, daß man sie, wenn auch nur einen Augenblick lang, fürchtete.

Drei Jahre lebte sie hier. Die Rosenstöcke auf der Wiese sollten sie nicht vergessen haben. Ein Drahtgitter umgab diese: Die Mädchen wagten es

nicht, darüber zu klettern. Die Schwester Oberin sagte: „Was ist denn nur mit meinen Rosen geschehen?“ Sie forschte nach und entdeckte schließlich in Maries Pult die Knospen, die ihre Rosenstöcke getrieben hatten, abgerissen, vertrocknet, zerdrückt, durcheinander geworfen, nicht etwa mit Sorgfalt geordnet, wie man Blumen sammelt. Das Kind antwortete: „Schwester, die andern haben sie mir da hineingesteckt.“ Niemals konnte man sie ertappen. Sie drang durch das dicke Gestrüpp, zerriß sich die Finger, stopfte alles in die Tasche und warf es in ein Fach oder in eine Ecke.

Sie lernte Klavier spielen, aber sie übte nicht fleißig, träumte lieber oder gab sich den seltsamen Empfindungen hin, die durch ihr Herz wie Fäden flatterten. Ihr Übermut überstieg alles. Jede Pensionärin nahm abends, bevor sie ins Bett schlüpfte, das Nachtgeschirr aus dem Nachttisch. Marie paßte auf, näherte sich ihr von hinten und zog an dem Bettvorleger. Der Topf fiel um, es gab nasse Füße, ein richtiges Drama spielte sich ab, schnell und peinlich. Sie lachte nicht einmal. Als sie dabei erwischt und angezeigt wurde, leugnete sie, beteuerte ihre Unschuld

und geriet in Zorn. Die Schwester bekreuzte sich vor so viel Verderbnis. Weder der Unterricht, noch das Leben im Freien, noch jene feinen Eindrücke, die ein junges Hirn so durstig annimmt, durchdrangen jene Tore von Stahl, hinter denen sich die unbekannte Marie, die verwünschte launenhafte Marie, dieser Wirbelwind von einem Mädchen verbarg. Und als sie in ihrem fünfzehnten Jahr während der Ferien einen Fleck in ihrem Hemd bemerkte, schwieg sie zwei Tage ahnungslos; dann als sie ihn größer werden sah, wurde sie unruhig, lief zu Tante Jeanne und sagte ihr: „Tante Jeanne, ich habe mich verletzt.“ Man wollte die Verletzung sehen, sie errötete und antwortete: „Ach nein, das nicht. Das ist zu häßlich.“

Sie war reif.

Aber wie in der Weltordnung nichts umkommt, wie jede Ursache ihre Wirkungen zeitigt, so hatten auch diese drei Jahre Klosterleben für Marie ihren Vorteil. Basile haßte verschlossene Tore, übertrieb die Höhe der Mauern, forderte als Lebensbedingung den weiten blauen Himmel. Ihm, der nur im Freien lebte, war

schon jede Hecke zu hoch. Er forderte für seine Enkelin den Sonntagsausgang. Felix Donadieu lebte noch; verbummelt, das letzte Feuer seiner Jugend vergeudend an eine Tingeltangelsängerin. Er hatte eine ihm gleich geartete Schwester, die, erst spät vernünftig geworden, einen Versicherungsbeamten geheiratet hatte. Mit der Zeit bekommen die Frauen Mut. Diese, klein, dunkel, mit scheinheiligem Augenaufschlag, aber im Grunde frechen Blicken, hatte ein sanftes Lächeln um den Mund, der deutlich genug ihre Wünsche verriet. Sie liebte die jungen Mädchen, wie man die verlorene Unschuld liebt, und fühlte in ihrer Nähe ein leises Bedauern darüber, daß sie selbst sich jetzt auf ihre Erinnerungen beschränken mußte. Da Basile nicht viel Bekannte in Lyon hatte, bat er sie, sich seiner Enkelin Sonntags anzunehmen.

* * *

In der kleinen Beamtenwohnung Avenue de Saxe waren die Sonntage nach der eintönigen Woche wahre Freudenfeste. Sie waren stolz auf

Marie, der Nachbarn wegen. Sie hießen André und Amélie Couvert.

Am ersten Sonntag besuchte Felix seine Tochter. Seit Adriennes Verschwinden war er dreimal bei dem Großvater gewesen. Den Weibern und dem Schnaps mit Haut und Haar verfallen, glitt er dahin, unaufhaltsam getrieben, an die Ufer stoßend und von diesen zurückgestoßen, wie ein zu schwer belasteter Nachen, der, rettungslos preisgegeben, keinem Ruderer mehr gehorcht. Er brachte Marie ein goldenes Armband mit und hätte ihr alles hingegeben, um an diesem einen Tage die Vernachlässigung ganzer Jahre wieder gut zu machen. Er nahm sie auf seinen Schoß, obgleich sie schon ein großes Mädchen war, und nachmittags beim Spazierengehen ging er mit ihr den beiden anderen voran, Arm in Arm, und wandte sich um, ihnen zuzurufen: ‚Sehen wir nicht wie ein junges Ehepaar aus!‘ Das zweite Mal brachte er ihr ein Paar Ohrringe; dann kam er nicht mehr, weggeweht wie ein Frühlingstag, den ein Schneeglöckchen im Februar uns vortäuscht.

Die drei waren so recht für den Sonntag ge-

schaffen. Für jene Großstadtsonntage, an denen die Sonne die grünen Gärten, die roten Uniformen der Militärkapellen und die weißen Kleider der Mädchen zu einer Farbensymphonie vereinigt und die Herzen der arbeitsfreien Menschen feiertäglich stimmt. Oder auch für jene Großstadtsonntage, an denen der Nebel in den Straßen steht und die Trambahnen, Laternen und Menschen hindurchhuschen, so lautlos, als hätte der Lärm der Wochentage die Sonntagsruhe ausgebrütet. Gewissenhaft nutzten sie die Freiheit aus; wenn es regnete, nahmen sie einen Regenschirm, sie plätscherten im Sonntag und öffneten ihrer Lebenslust alle Schleusen. Da gab es Schaufenster, in denen die Fäden der ausgestellten Gewebe sich förmlich um ihre Finger schlangen, in denen die geschmackvollen Seidenstoffe sie plötzlich erregten, in denen die Luxusgegenstände sie glücklich machten, in denen irgend ein Gegenstand hinter der Scheibe ihre Schritte zu sich lenkte, wie die Kirchenfahne die Gläubigen hinter sich herzieht. In den Läden gab es Fächer, Ketten, elegante Möbel, Silber und Porzellan, Teeservice, alles, was in ihrer Phantasie von vornehmen Gesellschaften un-

trennbar war, und zu dem sich Marie noch Schokoladenkuchen hinzudachte. Vor manchen Schaufenstern blieben sie fünf Minuten stehen; wenn sie dann einen letzten Blick darauf warfen und weitergingen, fühlten beide, Marie und ihre Tante, in sich das Urwesen des Weibes zittern, und jene beiden Flügel sich regen, welche die Frauen immer bereit haben, um dem großen Abenteuer entgegenzufliegen. Da gab es billige schimmernde Dinge, bedruckte Stoffe, Bänder und Schleier, die die Schwachen zum Kaufen verführen, Versuchungen, die ein Sonnenstrahl auf den glimmernden Straßen beleuchtet, Dinge, die, auch von der andern Straßenseite aus, die Herzen höher schlagen lassen, den Leuten den Atem nehmen, sie an sich ziehen und in einen Taumel hineinreißen. Marie hatte eine eigentümliche Haltung, ihr Kopf war ein wenig gesenkt, die Brust geschnürt, und die Früchte, die schwellend am Baum sie lockten, pflückte sie mit gieriger Hand und trug sie unter ihrem Mantel schweigend abends ins Kloster. Sie war stumm und verschlossen wie die Pforte zum Paradiese.

„Du sagst nichts, du amüsierst dich wohl nicht,“

rief manchmal die Tante. Da schlug sie ihre Augen zu ihr auf, die glänzten wie Honigtropfen, die eine Biene fallen läßt und es war in ihnen etwas Geheimnisvolles, wie in einem verwachsenen Garten, in den sich niemand hineinwagt.

Es gab noch anderes. Auf dem Pflaster schlugen die klappernden Pferdehufe Funken, der Dunst der Stadt machte müde im Frühling, die steilen, langen Straßen sahen wie Kanäle aus, die das Licht durchschnitten. An irgend einer Straßenbiegung erhob sich plötzlich die Freude, ein Windhauch stieß sie vorwärts, und so weit die Blicke reichten, konnte man sie sehen, leicht und schwankend wie einen französischen Segler, der durch Wogenbrausen die Weine unsrer Rebhügel zu fremden Völkern trägt. Ein Verlangen, wie plötzlich Tahiti aus dem stillen Ozean auftaucht, erwachte nach Tanz und Weinlaub und weckte ein Echo in ihnen. Ein junger Mann mit einer Zigarre, ein Veilchenbukett an einer Taille, dahintänzelnde Pferde vor einer Kutsche, selbst eine Droschke, der sie begegneten, erregten sie und verstärkten ihre Wünsche.

Um sechs Uhr trank André Couvert, der bei der

Marineinfanterie gedient hatte, sein Glas Absinth. Alle drei traten in ein Café; da saß denn das kleine Schulmädchen zwischen den Trinkern, die Frau aber, als gehörte sie dazu, machte sich breit und trug eine selbstbewußte Miene zur Schau. Der Rauch stieg in Schwaden auf, breitete sich über den Köpfen wie ein zweites Wolkenmeer aus und erfüllte feucht den von Licht durchtränkten Saal, wo Hunderte von Stimmen klangen wie eine einzige, wie die Stimme der Kneipe selbst, ein gewaltiges Durcheinander, ein Höllenlärm. Und das fünfzehnjährige Kind schlürfte mit seiner Limonade alle diese Dinge in sich, die drückende und seltsam lastende Wirklichkeit, die kein Mensch zum ersten Mal sehen kann, ohne davon verwirrt zu werden.

* * *

Felix starb. Eines Tages holte man seine Schwester: er war tot. Eine traurige Szene spielte sich ab. Die Tingeltangelsängerin, seine Gefährtin, war im Nebenzimmer, und des Kindes wegen mußte man ihr sogar das verbieten. Man entfernte sie wie einen Schmutzfleck, sie selbst sah

die Notwendigkeit ein, und ohne daß man es ihr befohlen hätte, versteckte sie ihre Kleider, die ihre Existenz verraten hätten, und verbrachte die beiden Tage nach dem Tode im Hotel. An der Leiche ihres Vaters fragte sich Marie, welches Gefühl sie wohl empfinden müsse; dann setzte sie sich, schon in Trauerkleidern, nahm ihr Taschentuch in die Hand und runzelte die Stirn: Was für ein Mensch war er eigentlich gewesen? — Für Basile hatte die Stunde völliger Verzeihung geschlagen, denn er sah in ihm einen Menschen verschwinden, der Rechte auf sein Enkelkind hätte geltend machen können.

* * *

Als Marie das Kloster verließ, war Tante Jeanne verheiratet. Basile freute sich nun über sein Haus und ließ es weiß anstreichen. An einem Abend in den großen Ferien ging er in den Garten. Er versuchte sich ein sechzehnjähriges Herz in die Brust zu zaubern, schloß die Augen halb, um noch einmal alles zu überlegen. Er wollte ihr die kleinen Freuden, die das Glück ihrer Kindheit

gewesen, nun als ein ganzes großes Glück zu Füßen legen. Mit einem Wort: In einem großen Garten, in dem man den vollen Sommer so recht fühlte, sollte sie leben, das dichte Laub der Bäume sollte den Horizont wie ein Hügel versperren, der Schatten sollte einen Springbrunnen entbehrlich machen, und wenn auch das volle Licht auf den Rasen fiel, doch die Nachmittage kühl und die Ruhe behaglich machen, und die Stunden würden vorüberhuschen selbst wie Schatten. Er war wie närrisch, ohne zu wissen, warum, fühlte sich wieder jung wie in seiner Schulzeit, wie damals, als er mit zwanzig Jahren heiratete, und poetisch gestimmt, wie wenn die alte Rinde der Bäume platzt. Mit einer Bewegung seiner Hand bot er dem Kinde alles.

Basile aber war sehr erstaunt. Sie schlug die Augen nieder und lebte zwei Monate lang hier im Garten in einer Stimmung, die er nicht verstehen konnte, stumm, still, bleich, wie unter einer seltsamen Last. Er hielt sie erst für krank, dann für unglücklich und empfand selbst die Öde des Daseins, so daß er sich ans Klavier, das er ihr gekauft hatte, setzte

und mit der Fingerspitze auf die Tasten tippte. Sie sagte: „Ach laß doch!“ Und ihre Worte klangen so kalt und traurig wie Wassertropfen, die einem auf die warme Hand fallen. Eines Tages sagte er zu ihr: „Mein Töchterchen, siehst du, wenn du gern wolltest, würde ich dir Klavierstunden geben lassen.“ Sie saß gerade auf einem Stuhl und blieb da ganz zusammengekauert mit verschränkten Armen. Als er aber hinzufügte: „Du könntest alle Woche nach Lyon fahren. Du gehst dann zu deiner Tante, und sie bringt dich zum Lehrer,“ da leuchteten plötzlich ihre Augen auf, sie ließ sie schnell über die Wände des Zimmers laufen, und die Sehnsucht, die sie nach dem Stadtleben empfand, machte sich in einem hervorgesprudelten ‚Gerne‘ Luft, das in der Hast ihr beinahe zwischen den Zähnen stecken blieb und wie ‚Dirne‘ klang.

Zweites Kapitel

In Lyon lebte ein Student, der gerade seine Militärzeit abdiente. Er war der Sohn eines Bauunternehmers, und man konnte ihm die Abstammung von Maurern ansehen: starker Schädel, Stirn, Backenknochen und Kinn ausgeprägt, alles nach jener primitiven Art gebildet, die nur der Kraft Rechnung trägt. Er war breitschultrig, mit starken Armen, plump und groß, aber mit schlankem Hals und hochgetragenem Kopf von einer sicheren Haltung, wie Leute haben, bei denen derbe körperliche Gesundheit die feinere Entwicklung des Geistes hemmt. Die natürlichen Anlagen bestimmen die Bahn des Menschen mit Selbstverständlichkeit. Raphael Crouzat besuchte das Gymnasium, dessen hunderttausend kleine Nadelstiche nur die Feinhäutigen fühlen, fiel trotz Privatstunden im Abiturium durch und ging dann an ein Technikum, wo man kein

Abgangszeugnis verlangte. Von dem Internat, das ihm zu langweilig war, machte er sich bald frei, kam nach Paris, wurde als Externer in einer Privatschule aufgenommen und verstand das blinkende Geld, das so leicht in die Kassen der Bauunternehmer rollt, auszugeben. In der ersten Zeit hatte er noch Bedenken, trank nur von Zeit zu Zeit sein Glas Bier im Café Harcourt, aber bald hatte er die Bekanntschaft einer jungen Modistin, die noch in der Lehre war, gemacht, tat sich mit ihr zusammen, kaufte sich Möbel auf Abzahlung und richtete sich eine Wohnung von zwei Zimmern ein. Er brauchte nun nicht mehr im Restaurant zu essen, schaffte sich einen Hund an und rauchte aus einer Meerschaumspitze. Daß er dreimal an dem Technikum durchfiel, machte ihm durchaus keine Sorge; er würde schon auf einem anderen Wege zu einer soliden und sicheren Existenz in der Provinz gelangen. Im vierten Jahre mußte er zum Militär, verließ mit Bedauern seinen Hund, der so schweigsam war wie er, linderte den Abschiedsschmerz seiner Maitresse, indem er sie ‚Braut' nannte, und ging für drei Jahre fort, nicht allzu traurig,

denn in der Kaserne hat man sein Essen, alles geht seinen Gang, und man kann sich schon vor Unannehmlichkeiten schützen, wenn man im rechten Augenblick Geld auszugeben versteht. Übrigens hatte er es sehr gut, weil ein Verwandter von ihm, der Intendanturoffizier war, sich alljährlich einige Tage in Raphaels Elternhause aufhielt, wo gut gegessen wurde. Zum Dank dafür brachte er nun den Sohn in einem ruhigen Bureau unter. Als Student hätte er nach Ablauf eines Jahres vom Dienen befreit werden können, aber er wollte nicht, denn sonst hätte er sich verpflichten müssen, sein Ingenieurdiplom vor dem siebenundzwanzigsten Jahre zu erwerben.

Er machte sich das Leben sehr leicht. Er gehörte zu den Menschen, die sich über nichts den Kopf zerbrechen: in der Kaserne wurde sein Bureaunachbar sein Freund. Er rief ihn bald beim Vornamen: Joseph. Joseph war ein gutes Produkt der Volksschule und hatte von seinem Elementarunterricht genügend Rechnen und Orthographie profitiert, um in Lyon einen kleinen Posten in einer Versicherungsgesellschaft bekleiden zu können.

Die beiden liehen sich vorkommendenfalls ohne weiteres wenn sich's traf gegenseitig fünf Franken, liefen zusammen ein paar Nähmädchen nach, saßen sich an den Sonntagnachmittagen im Cafehaus gegenüber, tranken gedankenlos Absinth. Ihr Leben bewegte sich in engen Grenzen, und es gab für sie keine Überraschungen, als sie sich näher kennen lernten.

* *
*

Zu der Zeit, als Marie Donadieu das Kloster verlassen hatte und bei ihrem Großvater lebte, sah Joseph seinen Kollegen aus der Versicherungsgesellschaft, André Couvert, sonntags in Begleitung seiner Frau ins Café kommen. Er rief sie, lud sie ein sich zu setzen, und da er sich auf die Freundschaft eines Studenten etwas zugute tat, stellte er ihnen Raphael vor. Die Sache machte sich so ungezwungen, daß jeder von ihnen sich behaglich fühlte und Raphael, um diese Empfindung deutlich zu zeigen, die Zeche für alle bezahlte, was eigentlich Josephs Sache gewesen wäre. Sie trennten sich, und

gleich darauf wandte sich Joseph zu seinem Freund und sagte:

„Du hast doch die kleinen Mädchen gern. Er hat eine niedliche Nichte. Sie kommt manchmal nach Lyon."

In unseren Herzen sind immer zwei oder drei Kammern, in denen Eindrücke sich aufspeichern. Auch dieses Wort war ihm haften geblieben, als André und Amélie Couvert sich einige Wochen später von selbst zu den beiden Soldaten setzten, in Begleitung eines junges Mädchens. Sie hatte etwas Reines, Unberührtes, Unschuldiges, man sah ihr ihre siebzehn Jahre an. Da ihre Spitzenbluse kurze Ärmel hatte, waren ihre Unterarme nackt, und ein kleiner viereckiger Ausschnitt ließ ihren zarten, jugendlichen Hals sehen, der manchmal aufleuchtete, als ob ihr Fleisch aus Kristall wäre. Man bekümmerte sich nicht viel um sie. Raphael war sofort aufgeregt aus dem Bedürfnis des unverheirateten Soldaten heraus und als Student, der an leichtfertige Liebschaften gewöhnt ist, den Endzweck des Weibes kennt und unter den Weiberröcken nur das Geschlecht und das Verlangen zu

empfinden vermag. Mit einem Seitenblick taxierte er sie, verglich sie in Gedanken mit andern, fand Gefallen an ihr und ärgerte sich darüber, daß er nicht seinen Anzug von dem Pariser Schneider trug, seinen hohen Stehkragen und seinen doppelt geknoteten Schlips. Ganz einfach und sachlich beurteilte er das menschliche Herz. Da man gerade von Cafés sprach, mischte er sich in die Unterhaltung und sagte:

„In Paris gibt es schöne Cafés: Einige sind von oben bis unten vergoldet, andere sind ganz aus Spiegelscheiben. Aber in Paris lebt es sich besonders angenehm, wenn man Student ist."

Er verstand es, das Leben mit zwei oder drei groben Ornamenten zu versehen, wie man sie an die Fassaden der Häuser anklebt. Als er das Wort ‚Student' angebracht hatte, ging er zu etwas anderem über. Das einzige, was ihn in Paris ärgerte, sei, daß er sich kein Kalb halten könne. Jawohl ein Kalb! Er würde es in seiner Wohnung aufziehen und an Sonntagen mit ihm am offenen Fenster sitzen, seine Pfeife rauchen und auf die Straße gucken. Jeder Vorübergehende würde

heraufblicken, einige Schritte zurückweichen und sich fragen: „Ist das wirklich glaublich, da zieht einer Kälber im Zimmer auf.“

Marie brach in Lachen aus: er umfaßte sie mit einem Blick. Sie war wie die kleinen wilden Katzen, die unbemerkt auf der Lauer liegen und plötzlich mit einem Satz hochspringen. Raphael schwieg. Er hatte keine Ahnung, was er mit ihr sprechen sollte; er war wie jene kahlen Zimmer, in denen man mit einem Tisch und einem Bett glücklich sein kann. An seinem Tisch hatte er gesessen, in seinem Bett gelegen. Nun ließ er die andern sprechen, stopfte sich die Pfeife, ohne sich noch zu rühren, mit der ruhigen Sicherheit eines Mannes, der die Eroberung eines Mädchens begonnen und, um ihr zu gefallen, seinen Geist sehr angestrengt hat.

* * *

Er sollte sie wiedersehen. Sie kehrte in das Haus ihres Großvaters zurück und blieb dort drei Tage, aber es gärte in ihr und brodelte und brach dann hervor. Sie setzte durch, was sie wollte. Manchmal durfte sie sogar in Lyon übernachten,

manchmal sagte ihr der Großvater, wenn er ihr trauriges Gesicht sah: „Du hast wohl wieder Sehnsucht. Mein Töchterchen, du brauchst mich nicht zu fürchten. Ich weiß wohl, daß du nicht immer bei mir zu Hause sitzen kannst.“ Er begleitete sie auf den Bahnhof. Er liebte sie jetzt nicht mehr so unvernünftig egoistisch. Sie war nicht mehr ein Stück von seinem Eignen, sie war etwas außerhalb von ihm, das er wie ein Problem zu ergründen suchte. Nur die eine Sorge hatte er, gerecht zu sein. Aber da er ein Etwas prüfte, das ihm teuer war, fühlte er, wie eine Flamme die Gerechtigkeit in Güte wandelte. Immer wieder drängte sich ihm der Gedanke auf: ‚Arme Kleine, nicht einmal eine Mutter hat sie.‘ Ein ander Mal betrachtete er das Haus, die Felder, den Horizont, die Langeweile auf dem Lande und dem allen gegenüber das Kind: ihre schönen Augen, ihr blondes Haar, ihr Gesicht, das einem plötzlich ins Herz leuchtet, wie der Mond, der durchs Gezweige dringt! Und er verstand, daß alles zu einfach war, um ihr zu genügen, daß sie Klavier spielen und über ein Dorfglück hinaus mußte. Er dachte: ‚Und wir hier, wir sind alt, wir sitzen

ſtill, unſer Blut iſt ruhig geworden. Alles das langweilt ſie. Sie verläßt uns, aber ſie hat uns trotzdem lieb.' Sie glitt ihm mit den Händen über das Geſicht, ſtrich ihm die Augenbrauen glatt, blickte ihm tief in die Augen und lohnte ihn mit einem einzigen Wort: „Mach die Augen nicht zu, Großvater, ich will dich darauf küſſen."

Mit beiden Füßen ſprang ſie in Lyon aus dem Zug und verließ ſchnell den Bahnhof, von der Sehnſucht nach dem Stadtleben getrieben; ſie berauſchte ſich an dem Straßengewirr und ließ ſich willig davon fortreißen, bis ſie in der Wohnung ihrer Tante, wie in dem Inneren eines Schiffes, geborgen war. Die Klavierſtunden gingen an ihr eindruckslos vorüber und hinterließen in ihrer Erinnerung keinen ſtärkeren Eindruck, als wenn ein Kind in einen Haufen glühender Kohlen bläſt. Amélie nahm ſie freudig auf. Seine Abenteuer vergißt man nie. Trotzdem ſie ſchon über vierzig Jahre alt war, fand ſie ihren Haushalt zu enge und träumte ſich darüber hinaus; ſie nahm Marie auf und hätte alles aufgenommen, was ihr in den Weg kam. Mit den hundertfünfzig Franken von André Couvert konnte

sie nicht auskommen. Sie suchte Beschäftigung: In ihrem Leben hatte sie schon andere Dinge ausfindig gemacht. Jetzt war's eine ganz gute Handarbeit, und da sie überall ihren Mann zu stehen wußte, verdiente sie zwei Franken täglich. Sie nähte Chenilletupfen in Schleier, beschnitt sie mit einer feinen Schere und irrte sich nie in der Masche. Die beiden Frauen drängten sich jetzt vertrauensvoll aneinander, wie zwei Füllen, die sich anblinzeln und liebkosend die Schnauzen reiben, sprachen wenig und ließen ihre Gedanken in dem engen Raum schweifen. Marie fand sich in dieser überaus engen Wohnung behaglich. Es war nichts darin, was sie besonders schätzte, und doch fühlte sie sich an ihrem Platze, wie die Fiber eines Muskels, wie die Zelle eines Herzens, das ein höherer Wille zum Schlagen zwingt. Manchmal öffnete sie das Fenster, blickte auf die Straße, und dann drang ihr der Lärm der Stadt entgegen, der war ihr wie Kirchengesang den Gläubigen, der ihnen die Wahrheit verkündet, und wiegte sie ein in Glücksträume.

Eines Tages stand ihr plötzlich Raphael am Bahnhofsausgang gegenüber. Er sagte: „Da sind

Sie ja, Fräulein.“ Er trug ein gut sitzendes Beinkleid, ein rundgeschnittenes Jackett, einen sehr hohen Kragen und hatte die sichere Haltung und die Allüren eines jungen Mannes, der an Eleganz gewöhnt ist und auf ein gepflegtes Äußere Wert legt. Marie war sehr überrascht. Er ging neben ihr noch ohne bestimmte Absichten. Sie aber war stolz auf die Begleitung eines eleganten Herrn, und da es ihr Spaß machte, fand sie es auch selbstverständlich. Er äußerte zwei oder drei Worte: über ein Schild, einen Graben, einen Vorübergehenden, und auf alles antwortete sie: „Jawohl, Herr Crouzat.“ Er hatte gewiß etwas in dieser Gegend zu tun. Er verließ sie an ihrer Straßenecke, er mußte weiter gehen. Beim Abschied schüttelte er ihr sogar die Hand und war noch liebenswürdiger, als sie zu träumen gewagt hätte. Er wandte sich zurück und sagte:

„Gehen Sie manchmal spazieren, Fräulein? Ich gehe nämlich auch spazieren.“

Sie antwortete:

„Danke sehr, Herr Crouzat.“

Er mußte sich wohl erkundigt haben. Einmal

stieg er in das Eisenbahnabteil, in dem sie sich befand, gerade, als sie die Tür hinter sich zumachen wollte. Die Reise dauerte eine halbe Stunde, mitten unter fremden Leuten, deren Nachbarschaft die beiden näher brachte in ihrer Verlegenheit, in den linkischen und unbeholfnen Bemerkungen, die sie nicht hörten und die gewissermaßen daneben fielen. Er wußte nicht, wie er sich benehmen sollte, und wühlte förmlich in seinem Kopf nach einem Mittel, die Lage zu klären, dachte schon einfach kurz abzubrechen, breitete seine Gedanken vor sich aus, ging jeden einzeln durch und konnte nicht einmal den finden, der auf seiner Stirn stand und aus seinem Gesicht leuchtete. Das Billett entglitt seinen schlaffen Fingern. Da bückte er sich und blieb lange in dieser Stellung, die Hände zwischen den Füßen, er tat so, als ob er es nicht finden könne, denn endlich hatte er das, was ihm fehlte: eine Geste, die ihn beschäftigte.

* * *

Sie trug während des Sommers eine graue mit Schwarz besetzte Bluse, die einfach und unele-

gant gearbeitet war, aus der aber ihr Hals vollständig herausblickte, der klar und weiß wie Milch war. Seit mehr als einem Monat schon kam sie allsonntäglich nach Lyon. Jene zufällige erste Begegnung war wie ein Schicksal geworden, das aus der Tiefe die mannigfachsten Empfindungen heraufzieht, wie wenn ein Mann, der einst zwecklos den Boden umgegraben hat, nun plötzlich Zink, Zinn und Kupfer findet, und sie zusammen zu einem Erz verschmilzt. — Er hatte sie öfters wiedergesehen. Mittwoch und Sonnabend kam sie zu den Stunden, und er versäumte es nie, zur Bahn zu gehen. Anfangs wunderte sie sich darüber, bald jedoch hielt sie es für ganz einfach und natürlich, wie das täglich an den Straßenecken vorkommt, daß jemand wartet. Sie fürchtete sich davor, lächerlich oder schüchtern zu scheinen und wäre auf jedes Abenteuer eingegangen. So gingen sie nebeneinander. Raphael war groß, und manchmal beugte er sich zu ihr herab, betrachtete sie, blieb mit seinen Blicken an ihrem Ausschnitt hängen, versenkte sich in diesen so tief als möglich und konnte sich nicht mehr losreißen; ihm wurde trocken im Halse, und sie war

die Quelle, die seinen Durst löschen sollte, noch verborgen unter Gestrüpp, aber er würde sie entblößen und sie würde vor ihm sich zeigen, frisch, klar und duftend im Tageslicht. Sie neigte sich unwillkürlich vor, aber ihr Rücken zuckte unter der verhaltenen Erregung, die durch ihren Nacken lief und in ihren Augen knisterte. Er hatte nur einmal zu sagen brauchen: ‚Fräulein, wenn Sie Sonnabend kommen, müßten Sie bis Sonntag bleiben,‘ und schon wünschte sie sich das so glühend, daß ihr Großvater nachgeben mußte. Raphael vergaß das nicht.

Er erwartete sie eines Nachmittags am Bahnhof, sie kam an und war nicht allein. Sie blickte verlegen, Großvater begleitete sie, ihre frühere alte Abhängigkeit kam ihr zum Bewußtsein, sie war ihr unbequem und machte ihre Bewegungen linkisch. Sie blickte nicht um sich, ging geradeaus und erwog jeden einzelnen Schritt, schwerfällig wie eine Ente, der, weil sie zu wild über die Felder lief, die Bäuerin einen Kinderstiefel angezogen hat, um sie zu hemmen. Übrigens war es ganz einfach: Basile wollte Einkäufe machen. Raphael

beobachtete jede ihrer Bewegungen, schlich ihr nach und folgte den beiden, damit ihm nichts entging, als ob er fürchtete, daß sie ihm jemand raube, wenn er sie aus den Augen ließ. Er dachte nicht weiter über den Zwischenfall nach, aber am nächsten Sonnabend kam sie allein und war freier. Er gab ihr die Hand, sie antwortete: „Wir haben einen verlorenen Abend gehabt."

In der darauffolgenden Woche war die ganze Welt stumpf und matt. Der große Vogel, der den Hühnerhof umkreist, sich ein bestimmtes Tier aussucht und darauf losstürzt, kam in sicherem Flug und wetzte seinen Schnabel. Seit mehr als einem Tag umflog er den Hühnerhof, seit mehr als einem Abend verschleierte er die untergehende Sonne mit den Federn seiner Fittiche, aber die, welche ihn nicht kennen, fürchten sich nicht, sie trippeln zwischen den Steinen umher und picken die Körnchen auf, die ihnen der Wind in den Weg streut.

Sie hatten ein regelrechtes Rendezvous. Nach dem Klavierunterricht hatte die Tante ihr erlaubt, drei Stunden fortzugehen, weil bei dem herrlichen

Junihimmel in den großen Parkanlagen der Stadt ein junges Mädchen sich gern hinsetzt und in der frischen Luft die Vorübergehenden betrachtet. Raphael erwartete sie an irgend einer Straßenecke. Sie kam und sagte:

„Da wäre ich."

Er sagte:

„Wir wollen spazieren gehen."

In ihr brannte es, und sie antwortete:

„In den Wald, wie Rotkäppchen, das sich vorm Wolf nicht fürchtet."

Und sie gingen ganz ruhig dahin. Zwischen ihnen aber schlich etwas Unbestimmbares, Unaussprechliches. Raphael trug seine geschlossenen Hände wie eine Last an den Armen, bald zog es ihm die eine bald die andere Schulter herab, wie wenn ein Bauer Wasser aus dem Brunnen geschöpft hat und die beiden vollen Eimer fortträgt. Jetzt wandten sie sich nach links. Er war kräftig und verstand es, eine Last abzuschütteln. So gab er sich einen Ruck und sagte:

„Können wir nicht hier entlang gehen, Fräulein?"

Sie machten einen sonderbaren Weg, waren dreimal umgekehrt und zum Ausgangspunkt zurückgekommen und schlenderten schwerfällig und unsicher auf einer Promenade, die unter ihren Füßen knirschte. Sie blickten sich an, etwas blaß von verhaltenen Wünschen, und ermutigten sich durch diesen Blick zu einem erneuten Flügelschlag. Er wandte sich einem Haus zu, betrachtete ein Fenster des zweiten Stockwerks, blieb mit seinen Blicken daran hängen, ging noch einige Schritte vorwärts, den Kopf immer nach rechts gewandt. Bei all den tausend Wünschen und Gedanken, die in ihm schwirrten, hatte er Mühe, die wenigen Worte herauszubringen:

„Da oben ist mein Zimmer. Sehen Sie, eins, zwei, drei, das Fenster in der Mitte."

Er sagte das, hörte es und war nun weniger ängstlich.

„Das ist mein Zimmer. Es ist ziemlich groß. Meine Bücher habe ich da, meine Zeichnungen. Ich mußte es so haben. Ich bin Soldat. Ich wollte ein Zimmer, wo ich mich ruhig zu meinem Examen vorbereiten kann."

Sie hörte ihm mit einer merkwürdigen Miene zu und streckte ihren Hals nach allen möglichen Dingen aus, wie eine Gans, die sich aus der Herde verirrt hat.

Er sprach weiter:

„Wir könnten wohl hinaufgehen. Ich würde auch gern sehen, wie es in Ihrem Zimmer aussieht. Sie würden sich ein wenig ausruhen. Und dann möchte ich Ihnen gern einmal meine Zeichnungen zeigen."

Sie antwortete:

„Ach nein, Herr Crouzat."

Sie wendete sich ab, sie senkte die schon ausgebreiteten Flügel wieder. Er sah sie fliehen, ergriff ihren Arm und rückte ihr ein bißchen näher. Sie ließ es geschehen, und ihre Spannung löste sich in einer Schulterneigung.

„Kommen Sie doch, Fräulein. Ja, Sie können wirklich ruhig kommen. Ich werde Sie nicht auffressen."

Sie antwortete nichts und ging mit. Es war ihr, als hörte sie, wie ihr eigner Schritt ihr folgte und in der Luft eine fühlbare Spur hinterließ.

Dann ging sie die Treppe hinauf, trat ein, die Tür wurde geschlossen. Es war ein gewöhnliches, sauber gehaltenes Zimmer mit einem eisernen Bett, einem Sessel, einigen umherliegenden Büchern, einem Zeichenbrett und einem Kompaß. Er ließ das Mädchen auf dem Sessel Platz nehmen, ergriff eine beliebige Zeichnung, rollte sie auf und sagte:

„Sehen Sie, das ist eine Brücke. Aber das wird Sie wohl kaum interessieren."

Wie unabsichtlich hatte er die Hand auf ihre Schulter gelegt. Die störte sie nicht, sie hielt einfach still mit doch zurückhaltender Miene. Da neigte er sich herab und berührte ihre Wange mit seinen Lippen. Schritt für Schritt eroberte er sich alles, streichelte sie mit den Fingerspitzen, kitzelte sie mit dem Schnurrbart, glitt mit der Hand an ihrem Kleid entlang, umfaßte sie mit dem einen Arm, hob sie mit dem andern auf und setzte sie auf seine Kniee. Sie sprach kein Wort, ließ alles mit sich machen, gerade so, wie die Jungfrauen, die von nichts wissen und dabei sterben zu müssen glauben, als ob ihr Körper mitten durchgerissen würde.

Ein wenig später, nachdem er sie besessen und

der Mann, wie gewöhnlich nach dem Genuß, sich von der Genossin getrennt hatte, blieb sie allein auf dem eisernen Bett liegen. Da schämte sie sich mit einem Male ihrer hochgehobenen Röcke und entblößten Beine. Unwillkürlich legte sie ihre beiden Arme über ihr Gesicht: der Wunsch sich zu verbergen mit dieser eigentümlichen Geste der Evastochter, die fühlt, wieviel sie verloren hat, der die Vergangenheit vor Augen steht, und die bereut, daß sie ihren Großvater verlassen hat. Lange weinte sie. Raphael kniete an dem Kopfende und versuchte ihr die Arme wegzuziehen. Sie wehrte sich bis zuletzt, weinte auf ihre Ärmel, schmollte bei seinen Tröstungen, und manchmal kam aus ihrer zu schweren Brust ein brennendes, schmerzhaftes: Oh! Oh!, das ihren ganzen Körper durchschüttelte.

Drittes Kapitel

Es war, wie wenn in dem Garten eines verborgenen Dorfes plötzlich ein tolles Wachsen und Blühen anhebt, Blätter in Massen sprießen, auf den Wiesen dichtes, grünes, saftiges Gras wuchert, die Blumen aufbrechen und leuchten wie Gottes Angesicht; überall lebt und webt es in den Alleen, über die Zäune springt es, die Welt beherrscht es und überschwemmt mit Sonnenstrahlen, mit Sonnenfluten das All. Sie hatte nicht genug Sinne und nicht genug Herz für solchen Sturm. Es klingt unglaublich: ihre Jungfernschaft war zerrissen wie ein Damm, der die Fluten des Glücks gehemmt hatte. Sie war noch öfter in das Zimmer gegangen. Und wenn sie daran dachte, fühlte sie Feuer in ihrem Leibe. Sie kam in Lyon an, erledigte die Klavierstunden eilig, erfand Geschichten, um der Lehrerin eine Viertelstunde abzuknappen. Ra-

phael erwartete sie an der Haustür. Sie gingen beklommen durch die Straßen, erblickten das Haus, gingen die Treppe hinauf, traten in das Zimmer, und dann brach es los. Ein Schrei! Vier Tage hatten sie sich nicht gesehen, die galt es nachzuholen, sie platzten fast vor aufgespeicherter Gier, drängten sich ineinander mit ihren Leibern und fielen schließlich, schwitzend und erschöpft, zurück, aber die Erinnerung an ein gewaltiges Erlebnis blieb ihnen davon noch lange. Sie nahm sie mit in die Alleen ihres Dorfgartens, und wenn sie ihre Augen auf das sprossende Gras heftete, so fühlte sie, daß ihr von da eine Antwort kam. Sie entdeckte in den Dingen einen intimen Sinn und eine Sprache. Es waren Tauben im Hause. Als Kind hatte es ihr Vergnügen gemacht, sie aufzuscheuchen, und sie hatte von ihrem Leben nichts beobachtet, als den Schmutz, den sie auf ihren Stangen zurückließen. Eines Tages sah sie, wie sie sich paarten, und verstand sofort ihre Erregung, ihr Flügelschlagen; sie lockte sie an sich. Niemals hatte sie gedacht, daß die Tauben lieben wie die Menschen. Ein Winkel der Welt hatte sich verändert, er war voller Poesie geworden

durch einen Vogel. Sie dachte an die Tauben auf den Dächern, hörte ihre Klage und murmelte: ‚Gurrugurra‘ vor sich hin, einen Liebesseufzer, der auch ihre Sehnsucht weckte und sie das vielstimmige Girren der Liebenden mitgenießen ließ. Sie steigerte sich in eine immer größere Erregung hinein, ihr Blut fieberte, wie wenn irgend ein gefährliches Gift ihr ins Herz gedrungen wäre und dessen Schläge beschleunigte. Ein Vogel im Flug, eine blaue Blume, ein zarter Windhauch konnten sie wie etwas Besonderes treffen und unbewußt ihr einen Seufzer entlocken. In ihrem Zimmer hing ein Buntdruck, den sie schon oft betrachtet hatte: Ophelia mit gelösten Haaren, einen Kranz Maßliebchen wie eine Krone darauf, in wallendem Gewande, die Ellenbogen auf die Kniee gestützt, saß sie da, schwärmerisch die Augen zum Himmel aufgeschlagen, und ließ Kornblumen, Mohn und Primeln durch ihre Hand gleiten, — der richtige Kitsch wie er auf den Bildern in den Zimmern junger Mädchen zu sehen ist. Ophelias geöffneter Mund schien zu sagen: Seht her, ich habe die frischeste Blume gepflückt und biete sie euch an. Marie stellte sich vor dies Bild, be-

trachtete es lange und lernte daraus, daß junge Mädchen gemalt werden können und daß sie in Schwärmerei Blumen auf der Heide pflücken und dabei an den Geliebten denken. Eines Tages fragte sie Raphael:

„In meinem Zimmer hängt das Bild eines Mädchens. Das ist hübsch. Sie hat langes Haar und in den Händen Blumen. Darunter steht: Ophelia. Das muß eine Geschichte sein. Wer war denn Ophelia?"

Er antwortete:

„Ich weiß nicht. Es ist ein Name."

In diesem Jahr hüllte der Juli die Gefilde in einen durchsichtigen Dunst, und man atmete den Duft, den das reife Getreide ausströmte wie den Odem der gesegneten Erde. Nachmittags warf das grüne durchbrochene Blätterdach, auf das die Sonne strahlte, einen Schatten, der wie ein Gitterzaun Maries Garten, die Stätte ihrer Träumereien, einfaßte. Und aus dem Herzen des Mädchens drängten sich die Empfindungen hervor, zum goldenstrahlenden Lichte. Manchmal brach ihre Freude vor einem Rosenstock aus, und sie

redete zu den Rosen: „Weshalb seid ihr wohl stolz? Ihr habt doch keinen Raphael wie ich.“ Sie ging viel in den Alleen umher. An irgend einer Biegung mußte er doch auftauchen. Aber er war ja immer da. Die Erinnerungen an ihn bedeckten den Boden, auf den sie blickte, und sie sammelte Arme voll verführerischer Bilder, die sie nicht wieder hergeben mochte.

Aber es gab auch andere Tage. Abende, wo unter ihrem Kleid ihr Körper die Einsamkeit fühlte. Ihr einmal erregtes Nervensystem konnte in der Schwüle den Ansturm ihrer Sinne kaum ertragen, und dieser Blutgeschmack in ihrem Munde, die überströmende Lebensfülle verursachten ihr Sterbensweh. Sie beugte sich hinten über und legte den Kopf zurück. Wenn doch nur jemand käme, ihr zu helfen, von ihren Lippen in langen Zügen die Liebe zu schlürfen, an der sie erstickte. Ihr Zimmer lag im ersten Stock. Manche Abende konnte sie es darin nicht aushalten. Wenn die Großeltern schliefen, stieg sie in Pantoffeln die Treppe hinab, öffnete vorsichtig die Tür und ging in den Garten. Bis um die elfte Stunde lief sie, nur mit einem Hemd bekleidet, in

den windstillen Nächten umher, setzte sich zuweilen ins Gras, sprang plötzlich auf und ging weiter mit einer Ungeduld, die ihr den Atem benahm, und suchte ein Eckchen, einen Windhauch, irgend etwas, auf daß es ihre seltsamen Schmerzen von ihr nähme. Jetzt war es nicht mehr die Sehnsucht nach Raphael.

Ihrer beider Liebe wuchs schnell. Er war sehr bald stolz auf sie. Es stellte sich heraus, daß sie Lieder singen, Klavier spielen konnte und das Leben zu genießen verstand. Als sie an einem Feiertage in Lyon war, mußte er sie wohl oder übel in eine Bude eintreten lassen, aus der Tam-Tam-Schläge und Schellenklänge ertönten und eine unbekannte, gleichsam unterirdische Musik auf die Straße drang. Innen wurde der Bauchtanz getanzt. Sie verstand Sinn und Bedeutung davon sogleich; aber sie drängte nach Raphaels Zimmer, zog sich dort sehr schnell aus, wies seine Liebe, die er ihr wie gewöhnlich sofort bot, zurück. Sie pflanzte sich vor dem Spiegelschrank auf, hob die Ellenbogen bis zum Kopfe, drehte sich in den Hüften und bewegte den Nabel mit einer Geschicklich-

keit, die sie den größten Kurtisanen ebenbürtig zeigte, denen alles gegeben ist, Begier und Lüsternheit zu wecken und zu nähren.

Sie sang eine der Romanzen, die Jean-Jacques Rousseau gedichtet hat:

Ach, wie lang der Tag,
Den ich fern von dir ...

Veraltete Worte, wie: ‚grüne Haine', ‚sterblich verliebte Seelen' und tausend Gefühle zauberte sie dadurch hervor, ewige und vergangene, nach hundertfünfzig Jahren, gleich einer Gestalt aus den ‚Confessions' und rührte die Vergangenheit unserer Großmütter auf, die zur Zeit Ludwigs des Fünfzehnten ihre Strümpfe auszogen, um die Furt eines Baches zu durchwaten.

Raphael bereitete sich zum Ingenieurexamen vor und war prosaisch wie die Kinder, die ein Spielzeug auseinandernehmen, um zu sehen, wie es inwendig aussieht. Er konnte nicht warten, bis sie fertig war, riß sie in seine Arme, trug sie auf das Bett; aber einen Augenblick war er doch stolz darauf, daß sie so schöne Lieder singen konnte, und dann nahm er sie. Sie sträubte sich

jedoch, von einer andern Stimmung erfüllt, der sie lieber nachgehangen hätte. Sie war ein sehr sinnliches Mädchen, aber ein Phantasiebild oder ein Traum ging ihr über die unmittelbare Berührung eines Raphael, der nur die Dinge schätzte, die man anfassen kann.

Es drängte sie weiter. Bald erschien ihr ein solches Leben eintönig mit den regelmäßigen Mittwochen und Sonnabenden. Sie war romantisch; obgleich sie keine Bücher las, gehörte sie zu denen, die den Geliebten lieben, wie es in den Romanen steht, für die sie einmal geschwärmt haben. Sie wollte, daß Raphael einmal eine Nacht mit ihr im Haus ihres Großvaters zubrächte. Das war mal etwas anderes. Sie beschrieb ihm genau, wie er das Haus richtig finden könnte. Der Garten hatte eine verriegelte Tür nach der Straße. Dort wartete er im Dunkeln. Als es von dem Kirchturm zehn Uhr schlug, öffnete sie die Tür. Sie hatte genau den letzten Schlag abgewartet, das gehörte dazu. Sie hätte sich Unterrock und Jacke anziehen können, aber sie war im Hemd, weil ihr das viel romantischer erschien. Er zog seine Stiefel

aus, sie nahm ihn bei der Hand und zerrte ihn hinter sich die Treppe hinauf, wo das Schnarchen des Großvaters, das durch die Wand tönte, und das Knarren der Stufen bei jedem ihrer Schritte sie veranlaßte, stehen zu bleiben, den Atem anzuhalten und die Angst auszukosten. Sie war glückselig in jener Nacht, wie man es in der Sünde ist, und jeder Schrei, den ihr seine Liebkosungen entlockten, schien für immer auf der dem Bett gegenüberliegenden Wand das Bild einer anderen Ophelia zu zeichnen, die mehr verstand, als Blumensträuße zu binden. Als er sie um drei Uhr morgens verlassen hatte und sie wieder allein war, schien das Zimmer für ihr überströmendes Gefühl zu eng. Die seltsamsten Gedanken überkamen sie: sie dachte an ihren Großvater, ihre Großmutter, an Bücher, billige Bilder, und alles erfüllte sie mit demselben Stolz: „Ihr habt doch keinen Liebesroman wie ich."

Nie stand ihr ihre Tante näher als zu dieser Zeit. Wie man es sich bequem macht, wenn man nach Hause kommt, so streifte sie die Scham ab, die eine erste Liebe begleitet. Eines Abends war

ihr die Tante nachgegangen; aber als sie an der Straßenecke Raphael warten sah, machte sie kehrt und ging ohne weiteres wieder nach Hause zu ihrer Arbeit zurück. Als das junge Mädchen heimkam, ließ Amélie sie an sich herankommen, nähte den angefangenen Stich zu Ende und sagte dann: „Wenn dein Großvater es erfährt, fällt es auf mich zurück. Du Dummchen du, als ob du es so eilig gehabt hättest. Das hast du nötig gehabt, einen Studenten! Schließlich habe ich dir ja nichts mehr zu sagen. Du hast es gewollt, du hast es getan: Sieh wenigstens zu, daß du Vorteil davon hast.“

Marie schlug die Augen nieder, aber das war ein entscheidender Tag. Acht Tage später duzte sie ihre Tante. Sie war noch vergnügter, und jedes Mal, wenn sie nach Lyon kam, merkte man ihre Lustigkeit schon aus der Art, wie sie die Klingel zog. Von dem Tage an, an dem Raphael in seiner Eigenschaft als Liebhaber vorgestellt wurde, bekam die Sache ihr richtiges Gleichgewicht. Amélie wurde ‚Mutter Zoé‘ genannt.

Sie waren glücklich zu dreien. André Couvert

kam um halb sieben aus dem Bureau heim, zog sich die Pantoffeln an und stürzte seinen Absinth herunter. Er verlangte vom Schicksal nur, ihm das zu lassen. Wenn Marie nicht da war, sprachen sie von ihr. Sie lebten ganz ihr Leben mit. Wenn die Liebenden miteinander zärtlich taten, lachte Mutter Zoé. Sie hatte zu beiden Seiten des Mundes die wohlgefälligen Falten der erfahrenen Frau; die verbreiterten sich in solchen Augenblicken, und es schien, als ob sie in ihrem Mund einen Bonbon hin- und herschob. Raphael wurde endlich auch zu den Mahlzeiten zugezogen. Er wußte, was sich gehörte, und brachte eine Torte mit. Dafür gab ihm Mutter Zoé Ratschläge, um Kinder zu verhüten.

Sonntags gingen sie spazieren wie eine Familie. Übrigens vereinigte sie bald ein neues Band. Durch seinen Freund Joseph, der Bekannte in der Stadt hatte, erfuhr Raphael, daß eine Hündin Junge geworfen hatte, und man nicht wußte wohin mit ihnen. Er bat um eins, man brachte ihm den ganzen Wurf, und er wählte eine kleine weiß gefleckte Hündin aus. Sie war vierzehn Tage alt, er brachte sie der Tante. Sie wurde

mit der Flasche aufgezogen, man nannte sie Diana; sie wuchs und wurde für sie alle eins jener Nebengeschöpfe, die man lieb hat und mit denen man sich beschäftigt. Marie schmiegte sie genau an derselben Stelle an sich, wo Raphael sich an sie schmiegte. Dieser besuchte sie jetzt gewöhnlich bei Amélie. Dort fanden nun ihre Zusammenkünfte statt.

So war mehr als ein Jahr vergangen. Im zweiten Dienstjahr bekam Raphael einen Monat Urlaub und fuhr nach Hause. Es war im September. Marie hatte die Lehrerin, die sie brauchte, gefunden, eine, die ihr selbst in den Ferien Stunden gab. Basile ließ sie gehen. Er folgte ihren Neigungen und spiegelte sich manchmal in ihr, wie in einer jener Buchten, in denen fließendes Wasser sich glättet. Man liebt eine solche Bucht noch mehr, wenn man die Sonnenstrahlen, die sich in ihr spiegeln, selbst dahin gelenkt hat.

Sie kam nach Lyon und blieb jedes Mal länger. Sie ließ ihre Tante im Stich und ging durch die Straßen, die nach dem großen Rausch des Sommers von einem verschleierten September-

himmel zartere Farben empfangen. Sie hatte irgendwo ein Plätzchen gefunden. Links vom ‚Platz Bellecour', der so kahl wirkte und dessen Gradlinigkeit ihr ebenso weh tat, wie die strengsten Grundsätze, — links von Stein und Wind setzte sie sich in die ‚Witwenallee'. Das ist eine Allee, fast wie ein Garten, mit Rasenflächen, Blumenhändlerinnen und schattigen Bäumen, ein Garten, der im September still wird wie eine Witwe. Sie setzte sich, und es war um sie eine wohltuende Frische, als ob gesprengt wäre. Mit der Spitze ihres Sonnenschirmes fuhr sie spielerisch über den Boden; nur ganz leise in ihrem Herzen fühlte sie, was vorüberging, und erwartete etwas.

Gleich in den ersten Tagen hatte ein junger Mann sich neben sie auf einen Stuhl gesetzt. Er war groß, mager, mit den Augen eines Kranken, und wie ein dünnes Bächlein rannen seine Gefühle zu ihr hin. Sie plauderten miteinander. Er besaß jenes Zärtlichkeitsbedürfnis ganz junger Leute, die ihre Mutter noch nicht vergessen haben und für welche Liebe eine Wärme ist, mit der man sich des ewigen Winters wegen umgibt. Marie verstand ihn. Sie ver-

mochte es nicht, ihm auszuweichen, und blieb zwei Nachmittage neben ihm, während deren die Witwenallee mit Zartheit und Melancholie erfüllt war. Ein Monat Trennung! Ein Monat Trennung dehnte sich vor ihren Augen weit aus, und das erschien ihr so lang, länger als die ganze Allee, und sie fühlte sich deswegen so klein und schwach wie eine Ameise, die einen langen Weg zu machen hat. Wie sehr hätte die Lust, unterwegs zu verweilen und sich mit einer Grille zu tummeln, die ihr von einem Zweiglein ‚Komme doch!' herabrief. Man hatte zu dem Wege die kleinste Ameise ausersehen, die leicht und buntschillernd war und schon vom leisesten Windstoß der Versuchung entgegengetrieben wurde. Und jetzt war es so weit. Ihr Blut brauste in ihrem Körper, sie war krank und fiebrig, — wenn sie nicht zu ihm ging, würde sie sterben. Er war jung, Referendar und hatte eine kleine Wohnung mit Sesseln und Teppichen, in der, wie in den Wohnungen junger Leute, die nicht rauchen, die reine Luft eines Jung-Mädchenzimmers herrschte. Langsam hakte er ihr die Taille auf, kehrte sich ab, wand sich und faltete die Hände: ‚Ach mein Gott! ist es möglich!' Sie

schämte sich und wagte kaum die Ärmel auszuziehen, als er ihr die Taille abstreifen wollte. Sie hatte nicht viel Vergnügen. Nachher blickte er sie zärtlich an. Seine Augen waren schön. Man fühlte, daß sein ganzes Herz darin lag.

Als sie am Morgen darauf in das Haus Basiles zurückkehrte, war sie so matt, als ob jedes ihrer Gefühle vom vergangenen Tage unterwegs auf sie getreten wäre. Ängstlich wahrte sie ihr Schweigen und vermied es mit jemanden zu sprechen, indem sie sich tief in den Garten zurückzog. Dort setzte sie sich hin und stützte ihre Wange auf die Hand. Sie kam sich vor wie eine alte Frau, die ein Leben von siebzig Jahren hinter sich hat und, obgleich sie über alle begangenen Fehltritte, die sie im Geiste an sich vorüberziehen läßt, weint, doch noch am Tage vor ihrem Tode sinnliche Begierde empfindet und alle Fibern ihres welken Fleisches in Erregung fühlt. Sie stand auf, ging in ihr Zimmer und schrieb dem Herzliebsten:

„Mein Raphael. Immer, ob fern, ob nahe! Ich liebe Dich, vergötterter Raphael, ich liebe Dich, ich darf es sagen, daß ich Dich liebe. Oh! Dein Name

ist für mich ein Stück blauen Himmels. Während ich ihn hinschreibe, sehe ich Dein Bild an meinen Augen vorüberziehen. Ich bin närrisch, närrisch vor Liebe, vor Sehnsucht, ich dürste nach Deinen Küssen, nach Deinen Zärtlichkeiten. Oh! wann werde ich sie wieder auf meiner fieberglühenden Wange fühlen, denn ich habe Fieber, Fieber vor Verlangen. Ich möchte Dich hier haben, Dich besitzen, mich hingeben, Dir ganz hingeben. Ach! das ist mein Traum. Ich habe ein kleines Bildchen bei mir, wie man sie an Feiertagen verkauft, ein Kopf ist darauf und dann Dein Name. Ich wahre es wie eine Kostbarkeit, denn es ist Dein Name, Raphael. Ich schicke Dir ein andres kleines Bild, ich habe die beiden großen Rosen geküßt, die darauf sind. Es sind zwei Küsse, die ich Dir schicke. Ach! Raphael, nie wirst Du es verstehen, wieviel Liebe und Hingebung mein Herz für dich hegt. Ich bete Dich an, ich bin eifersüchtig, Du schreibst mir kaum. Aber selbst, wenn Du je aufhören würdest mich zu lieben und eine andere Frau liebtest, ich würde mich beherrschen und alles daran setzen, immer von Deinem Tun zu wissen. Was Du auch immer beginnen magst,

was Dir auch geschieht, was Du auch brauchst, ich werde immer da sein, um Dir mit grenzenloser Hingebung, mit unerschütterlicher Freundschaft zu dienen; kurz, wenn Du leidest, werde ich Dich trösten, wenn Du krank bist, werde ich Dich pflegen, wenn Du Dich in Gefahr befindest, werde ich Dich mit Aufbietung meines Lebens, meiner Gesundheit und meiner Freiheit retten."

Sie konnte nicht weiter schreiben. Schon einige Minuten wartete sie, daß ein Atemzug das nervöse Gefühl, das ihr die Kehle zuschnürte, forttrieb. Sie war sehr unglücklich. Sie nahm ein Federmesser aus der Tasche, das sie immer bei sich trug. Er hatte es ihr eines Tages geschenkt, sie hatte ihm einen Glückspfennig dafür gegeben. Sie öffnete die Klinge, näherte sie ihrem Handgelenk, drückte sie hinein. Ein Blutstropfen drang heraus, ein ganz dicker Tropfen; sie nahm eine neue Feder und tauchte sie hinein. Es schien ihr, als ob das dem, was sie geschrieben hatte, Nachdruck verliehe. Und sie fügte hinzu: ‚Fühlst Du nun, daß ich Dich mit meinem Blut liebe!' Das klebrige Blut war

nicht flüssig genug, um damit zu schreiben, sie tauchte wieder hinein, konnte nichts damit erreichen und wühlte mit der Federspitze tief in der Schramme. Sie schrieb noch: ‚Ich ersticke! Ich möchte meine Feder tief in den Hals stecken.‘ Dann hörte sie auf, legte ihren Arm auf den Brief und ließ von dem Blut Tropfen für Tropfen darauf fallen, Blut, das sie gern für ihre Liebe vergossen hätte.

Und zwei Tage später ging sie zu dem verabredeten Rendezvous mit dem andern. Dies Verhältnis dauerte drei Wochen. Jedes Mal, wenn sie von ihm ging, sprach sie vor sich hin: ‚Ich habe gegen den Himmel und gegen mich gesündigt. Gegrüßest seist du, Maria, voll der Gnaden, der Herr ist mit dir, du bist gebenedeit unter den Weibern und gebenedeit ist die Frucht deines Leibes, Jesus . . .‘

Sie ließ kein Wort aus, sie hätte Bußgebete erfinden mögen.

Raphaels Rückkehr erlöste sie. Sie sah ihm gerade in die Augen und sagte: „Schwöre mir, daß du mir treu gewesen bist.“ Sie erinnerte sich an

nichts mehr, aber sie wollte nicht mehr durch die Witwenallee gehen.

* * *

Ein neues Jahr begann. Sie war neunzehn Jahre alt. Ihre aus der Stirn gekämmten Haare boten ihr Gesicht frei dem Licht, wie jene Frauen, die, im Schatten des Harems bleich geworden, zum ersten Mal den Schleier fallen lassen. Ihre Augen waren glänzend, zwei blaue Augen, die sie für grau hielt und schwärmerisch nach oben richtete. Aber plötzlich sah sie einen an. Man hatte sie vielleicht erst gar nicht beachtet, aber dieser ruhige Blick überraschte: „Welch blauer Stern!“ Der konnte einen lange täuschen.

Ein neues Leben begann. Das fühlte sie seit Raphaels Rückkehr. Der Grund war einfach. Sie hatte diesen Mann geliebt; sie hatte geglaubt, daß er alles in sich barg. Als sie die Wollust durch einen andern kennen lernte, sah sie, daß alle Männer etwas Besonderes geben. Es kam ihr wohl zum Bewußtsein, wenn sie an seinem Arm spazieren ging. Da begegnete sie Männern mit

Seidenhüten, deren gute Kleidung die Eleganz der neusten Mode zeigte und die ihren Gesten mit silberbeschlagenen Stöcken Nachdruck verliehen. Andere wieder gingen erhobenen Hauptes vorüber, und ihr Sebstbewußtsein äußerte sich in ihrem wuchtig klingenden Gang. Wieder andere gab es, deren Gesichter über und über mit Falten bedeckt waren, hinter denen man eine zähe und hartnäckige Leidenschaft spürte, die am liebsten durch die Stirn gedrungen wäre, um die Falten zu glätten. Da gab es vielerlei Augen: die Augen der Jünglinge, die jede Empfindung enthüllten, die Augen der Angestellten, die nur am Sonntag leuchteten, die Augen der Reichen, Kenneraugen, die prüfend über einen hinweggleiten; und dann wieder die zornigen Augen der Fabrikarbeiter und die der Werkmeister, die von frischer Hoffnung erfüllt sind und die Welt mit schönen Erobereraugen ansehen. Alles, worüber der Blick hinglitt, war wie unbekanntes Land, das man jenseits der ersten Hügel ahnt, und zu dessen Entdeckung man ausfahren möchte in einem Boot, mit drei Verwegnen bemannt. Eine laute Stimme, die Feder eines Hutes, das Streifen an einen Vor-

übergehenden, zwei Verliebte, die sich aneinander schmiegten, schienen ihr von einem andern Glück zu erzählen, für das sie geboren war. Sie hatte das Weibempfinden in sich und fühlte einen so weiten Weg vor sich, daß ihr jede Station auf ihm recht war. Ein Bummler mit seiner Gefährtin, ein Betrunkener, ein Streit auf der Straße, irgend ein herumlungernder Köter, der im Vorübergehen ihre Röcke beschnüffelte, alles was Leben war, was eine Welt zusammenwirft und was sie ausspeit, die Menschen und ihr Abschaum, alles das traf das junge Mädchen, überflutete die Wege und nährte in ihrem Herzen ein großes Feuer, das Steine aufnahm, sie schmolz und zum Sieden brachte.

Raphael kannte nur zwei oder drei Liebesempfindungen und jenen Stolz, den die Männer fühlen, wenn die Geliebte sie mit Liebe überschüttet. Er glaubte ihre Träume erweckt zu haben und genoß die Süßigkeit ihrer Begierden. Es war im dritten Dienstjahr, als er wieder an Paris dachte. Sein Vater hätte gern aufgehört, ihm Geld zu schicken, wollte ihn zu seinen Unternehmungen heranziehen, wo es genug Arbeit für einen frischen, jungen

Mann gab. Dann hätte er ihn mit der Tochter eines Bauunternehmers verheiratet, um die Unternehmungen zu verdoppeln. Raphael wollte nichts davon hören. Wenn ihm wirklich ein Gedanke daran kam, hatte er nicht Zeit über diesen nachzusinnen, ihn zu erwägen, wie man Gedanken erwägt. Er ging unter in dem Gefühl, das ihn mit heißen Sinnen an Marie kettete und jede andre Empfindung aufhob. Aber ein Mann weiß sich zu helfen. Er erfand ein Scheinexamen, das ihm den Titel ‚Freier Schüler der Brücken- und Wegebauschule' einbrachte, benutzte die Unwissenheit seines Vaters, um ihm einzureden, daß er zu den großen Unternehmungen auch große Studien machen müßte, und hatte schon zu Ostern alles so geordnet, daß er die nächsten drei oder vier Jahre frei in Paris verbringen konnte.

Marie hätte vielleicht alles aufgegeben, mit jenem Leichtsinn, mit dem die Frauen sich an eine andere Hoffnung klammern. Amélie jedoch war auf der Hut. Sie hatte gesagt:

„Halt, das wäre zu bequem, wenn die Männer einen nachher sitzen ließen. Er hat dich gehabt,

und ich verspreche dir, daß er dich behalten wird."

Marie blickte starr auf eine Ritze des Parketts und fuhr mit ihrer Fußspitze unbeholfen hin und her. Wenn man etwas behandelte, was sie nicht verstand, war sie wieder ein ganz kleines Mädchen.

„Aber Tante, er fährt nach Paris, und mein Großvater würde nicht erlauben, daß ich mit ihm gehe."

Jetzt wurde Amélie zornig.

„Ach! nein, was bist du doch schlau. Aber gib acht, was ich dir sage. Also dein Großvater liebt dich, und ob es nun ein Großvater oder ein Liebhaber ist, wenn ein Mann eine Frau liebt, ist er geradeso, wie ein Esel, der mit einem Sack Salz auf dem Rücken einen Fluß durchwatet. Mit deinem Großvater wird's besser gehen, als du denkst. Was mir Kopfzerbrechen macht, das ist der andere. Aber ich nehme das auf mich: er ist reich und nimmt dich mit ... Im Notfalle weißt du, wo seine Eltern wohnen. Fertig!"

Einige Tage lang dachte Amélie nach. Sie hatte viele gute Ideen. Sie erfand eine Geschichte,

die ganz glaubwürdig war: Eine alte Dame, die in Paris wohne und jedes Jahr einige Monate in Lyon verbringe, hätte Maries Bekanntschaft gemacht, plötzlich Zuneigung zu ihr gefaßt und gefunden, daß sie für ein junges Mädchen recht einsam lebe. Da sie einst eine achtzehnjährige heißgeliebte Tochter verloren hätte, wolle sie Marie als Gesellschafterin zu sich nehmen. Sie sei alt, launenhaft, wie reiche alte Damen sind, und kinderlos dazu. „Man kann nicht wissen, was noch kommt, Großväterchen. Vielleicht ist es zu meinem Glück. Sie hat mir gesagt: ‚Es ist mir ganz egal. Ihr Großvater, Ihr Großvater ... ich werde an Ihren Großvater schreiben. Seit ich Sie kenne, will ich nicht mehr allein sein. Ich nehme Sie mit nach Paris.‘“ —

„Verstehst du,“ fuhr die Tante fort. „Sie heißt Frau Crouzat. Du bist Fräulein Marie Donadieu bei Frau Crouzat. So hast du eine Adresse, und dein Großvater kann dir sogar Geld schicken.“

Marie stieß einen Ruf aus, sie hatte begriffen. Die Tante glaubte, sie sei erstaunt.

„Dumme Gans,“ sagte sie, „du wunderst dich

auch über alles. Man sieht, daß du noch nichts erlebt hast."

„Aber Tantchen, ich würde niemals wagen, das alles meinem Großvater zu erzählen."

„Nein, höre doch einer an," rief Amélie. „Was du für Geschichten machst! Also bist du eine Frau, ja oder nein?"

Marie schwieg. In ihr arbeitete es schweigend. Ihr Kinn straffte sich, und in ihren Wangen zuckte es.

Sie brauchte nicht einmal ihre Rolle zu spielen. Basile betrachtete sie jeden Tag, wie man einen Garten betrachtet, den man pflegt. Er dachte nicht mehr an das, was er getan hatte, sondern er überlegte sich immer, was er noch tun könnte. „Da unten müßte man Rosen pflanzen." Von ihren Liebesabenteuern hatte er nie etwas gemerkt. Wenn er sie glücklich sah, forschte er nicht nach der Ursache: ein Glück ersetzte ihm alle Gründe. Aber seit einigen Tagen war sie nachdenklich, er wußte nicht, worüber sie nachsann. Er nahm sie beiseite und fragte sie. Sie antwortete:

„Ach nichts! Ach gar nichts, weißt du es ist wirklich nichts."

Sie saß, er legte ihr die Hand auf die Schulter. Er neigte seinen Kopf herab und blickte sie mit gütigen Augen, mit großen Augen an, die wie ein ruhiger Teich schimmerten. Er kannte sie, er wußte, daß man sie zwingen mußte, ihre kleinen Wünsche einzugestehen.

„Weshalb bist du mir gegenüber immer so schüchtern?"

Sie ließ sich die Geschichte abzwingen: Es ist eine alte Dame da . . . Sie erzählte ihm alles: „Da sie kein Kind hat, Großväterchen, weiß man nicht, was geschehen kann. Vielleicht ist es zu meinem Besten . . . du siehst, daß ich nicht schüchtern bin."

Er wurde wieder ernst, als ob die Schwere des Lebens heranträte und man kein Gefühl verschwenden dürfe. Sie neigte sich herab und wand sich wie ein Kätzchen, das wohl weiß, wo es sich anschmiegt.

„Ich habe dir nichts davon gesagt, ich hab dich lieb genug, um zu wissen, daß du es nicht möchtest."

Er blickte sie an, sie schlug die Augen zu ihm auf, damit er noch besser hineinsehen könnte.

Das Leben in dem kleinen Hause wurde von all dem beeinflußt, was nun geschah, von der Reise Basiles nach Lyon, von allen Auskünften, die Amélie ihm gab, von der Atmosphäre eines Großvaterdaseins, in dem die natürliche Güte des Alters und das Bedürfnis, das die Menschen im Herbst des Lebens fühlen, ihr eigenes Glück aufzugeben, bestimmend waren. Die Großmutter hatte gesagt: „Mir ist das alles nicht recht klar.“ Sie war einmal Dienstmädchen gewesen, und für sie gab es nur Geldgründe. Dieses Wort bestärkte noch den zartempfindenden Basile. Jedoch hatte er auch einige Bedenken und sagte einmal:

„Ich werde diese Frau Crouzat in Paris aufsuchen.“

„Ach! Du kannst kommen,“ antwortete Marie. „Sie möchte dich auch sehen.“ Man hatte ihm die Adresse einer Agentur in der Passage de l'Opéra gegeben. Amélie ließ die Briefe schreiben, schickte sie an diese Agentur, welche sie an Basile mit dem Pariser Stempel zurücksandte und auch die an Frau Crouzat adressierten Antworten Basiles empfing. Frau Crouzat schrieb: ‚Am

Ende meiner Lebensbahn angelangt, in dem Alter, wo die Frau sich zu der Vergangenheit zurückwendet und an Gott denkt, der sie durch den Verlust ihrer Angehörigen gestraft hat, fand ich auf meinem Weg ein junges Mädchen, Ihr Enkelkind, und ich weiß nicht, weshalb meine Bürde leichter geworden ist. Zweifellos ist es sehr spät. Die Religion hat mich nicht getröstet . . .' Basile weinte darüber. Ach! wie gut er begriff, daß man seine Marie liebte. Aber er entschloß sich nicht eher, als bis Frau Crouzat Marie als Gesellschafterin fünfzig Frank monatlich zugestand. Basile war trotz allem ein Bauer und wollte was Sicheres . . .

Man hinterbrachte Raphael die Nachricht erst, als alles geordnet war. Er war verwundert. Jeder war seinen Weg gegangen: die beiden Frauen mit ihrer Maulwurfsarbeit und der Sohn des Bauunternehmers, der schon lange vorher in aller Stille berechnet hatte, daß ihm der Bau zufallen würde. Ohne ein Wort zu sagen, lachte er über den leichtgläubigen Großvater, über die Cafés in Paris, über die Liebe eines hübschen Mädchens, die in seinem Kopf Dimensionen annahm, als ob er sich

die ganze Frauenwelt erobert hätte. Er erinnerte sich an das Leben mit seinem früheren Verhältnis, an fade, öde Geschichten, und er ließ sie versinken in einer jähen Freude, die ihn jetzt erfüllte, aus ihm hervorströmte, ihn überflutete und mit Gluckgluck sich ergoß, wie Wein aus einer vollen Flasche. Er lachte darüber, fühlte seine Haut, sein Fleisch, sein Herz und dann ein Wohlbehagen, einen inneren Drang, der ihn bis zum Bersten schwellte, daß er alle Männer und Frauen seiner Bekanntschaft verachtete.

Für Marie war ein Geschehnis bezeichnend. Raphael verließ das Regiment im September. Sie blieb bis zum fünfzehnten Oktober, dem für ihre Abreise nach Paris festgesetzten Tag, bei ihrem Großvater. Einer ihrer Vettern kam zu Besuch. Er war Kavallerieleutnant. Er verweilte acht Tage bei Basile. Er schlief in einem der oberen Zimmer, nicht weit von seiner Cousine. Er trug eine Uniform, die weich und bunt verziert war, recht etwas für ein Frauenherz. Er machte sich an Marie heran, stützte die Hand auf den Säbelgriff und trug den Kopf stolz erhoben. Es wäre die rechte Zeit zur Liebe

gewesen: draußen war es schwül, die Nachbarschaft der Zimmer hätte es ihnen ermöglicht, sich nackt zu liebkosen. Sie dachte an den Referendar, an Abenteuer, die wohltun und keine Spur hinterlassen, und daran, daß die Liebe eines Offiziers einen über einen Soldaten erhebt. Und dennoch widerstand sie. Ihr Kopf gab dem Drängen ihrer Sinne nicht mehr nach; acht Tage Wollust schienen ihr überflüssig. Sie wurde Weib: sie wußte sich zu beherrschen.

Zweiter Teil

Erstes Kapitel

Raphael hatte einen Freund in Paris. Er hieß Jean Bousset. Sein Leben war ein eignes: man sah es aus seinen Augen sprühen, deren unruhige Bläue einer schäumenden Quelle im Grunde eines Brunnens glich. Er strich sich fortwährend über seine blonden Haare, deren Strähnen deshalb wirr durcheinander lagen. Er war weder reizend noch schön, gehörte aber zu jenen gemütvollen Menschen, die alle Welt gern hat, weil sie allen gefällig sind. Man mochte ihn leiden, weil er auf Schritt und Tritt den andern nachgab. Es war schwierig, ihn kennen zu lernen. Sein Vater war Stellmacher, und er entstammte einem jener Handwerkergeschlechter, die seit 1789 kaum frei geworden sind, aber durch tausend Jahre der Knechtschaft und schwerer Arbeit nicht völlig vernichtet werden konnten. Er war noch ein Jüngling.

Er war einer der guten Schüler des Polytechnikums gewesen und nachdem er es verlassen hatte, war er als Ingenieur in eine Fabrik chemischer Produkte eingetreten. Eine Zeitlang schien er seinen Weg zu machen, in eine höhere Gesellschaftsklasse empor zu steigen und dort seinen Platz zu finden.

Das erste Jahr war noch nicht verflossen, als ein plötzlicher Streik ihn verwirrte wie einen Besitzlosen und ihn da traf, wo schon alle seine Vorfahren gelitten hatten. Er ergriff das Wort für die Streikenden, beleidigte den Fabrikdirektor und begriff schließlich, daß Jean Boussel, der Stellmachersohn, im tiefsten Inneren das Gefühl seiner Herkunft mit sich herumtrug. Bis dahin hatte er immer geglaubt, daß das Geschöpf, ‚Mensch' genannt, durch keine Bande an seine Abstammung gefesselt, von Generation zu Generation sein Wesen wechseln könne. Er hatte an eine rasche Kultur geglaubt, an die Bildung, welche die Schule gibt, und an den Verstand, der die Bewegungen des Herzens leitet. Er verlor seine Stellung. Es war kein großer Sturz: er kehrte ganz einfach wieder auf seine Stufe zurück. Die Seinigen nahmen ihn auf wie einen Ren-

ner, der ihre Farben weit hinaus tragen sollte, und der nach dreihundert Metern gestürzt war. Er war so naiv, daß er sich darüber wunderte und ärgerte. Jetzt lag für ihn ein besonderer Kitzel darin, sich noch niedriger zu machen, die Seinen zu hoch für sich zu finden und bei den Besitzlosen sein Gleichgewicht und seinen Glauben zu suchen.

Seine Geschichte ist nicht ohne Romantik.

Jean begeisterte sich für einen seiner Onkel, einen arbeitsunfähigen Handwerker, der nicht wußte, was er ohne seine Frau anfangen sollte, die er mit achtundsechzig Jahren verloren und die ihn ernährt hatte. Er sorgte für ihn, nahm ihn nach Paris mit und fand dort von neuem eine Stellung mit hundert Franken monatlich. Er zählte sich zu den Schwächlingen, glaubte an nichts als an sein tiefes Unglück. Darein versenkte er sich und hätte am liebsten das Elend der Welt mit dem ganzen Gewicht seiner freudlosen Jugend belasten mögen. Sie verbrachten während einiger Monate düstere Tage, Tage trockenen Brotes, unglückliche Tage. Das Elend hatte Mitleid mit seinem Anhänger und leistete ihm Widerstand, indem es ihn betäubte mit

den Sorgen des Alltags. Bettler sind stolz: der, den Jean mit sich durchs Leben schleppte, warf sich an einem Winterabend in die Seine. Er verschwand in der wahren Erkenntnis der Dinge und entledigte sich seiner selbst wie eines Überbleibsels aus vergangenen Tagen. Jean gewann dadurch seine Freiheit wieder. Er hatte niemals gewußt, was er damit beginnen sollte, und sah sie zwischen seinen Fingern zerrinnen.

Seitdem war mehr als ein Jahr vergangen. Eines Abends verließ er wie gewöhnlich sein Bureau. Er hatte die Tür hinter sich geschlossen, stand nun davor, spähte nach allen Windrichtungen und wartete, daß ein Windhauch ihm sein Schicksal zutrage. Da kam Raphael. Jean empfand keine Überraschung darüber: er wußte, daß irgend etwas in der Luft lag. Aber als er einen Mann vor sich sah, war er etwas enttäuscht.

„Ach! Du trägst jetzt einen Spitzbart," meinte er.

Sie hatten sich drei Jahre nicht gesehen. Raphael antwortete:

„Da gibt's noch andere Dinge, die du nicht kennst."

„Was denn," fragte Jean.

„Nichts! Du wirst schon sehen."

Raphael wollte ruhig warten, daß seine Überraschung auch die rechte Wirkung übte. Sie küßten sich.

Sie kannten sich schon vom Gymnasium her und hatten in Paris miteinander verkehrt, als Raphael sich für das Polytechnikum vorbereitete und Jean dort bereits Schüler war. Raphael hatte damals ein Mädchen bei sich und das Bedürfnis, sie auch zu zeigen. Jean suchte hinter den Röcken eine ihm unbekannte Zärtlichkeit, irgend ein Stärkungsmittel, und der erste Trieb seiner achtzehn Jahre hätte gern den Schleier gelüftet. So gestalteten sich ihre Beziehungen danach, daß Raphael der Wissende war, sich mit seinen Erfahrungen brüstete, den anderen belehrte und ihm imponierte. Da Jean stark war, ertrug er das leicht. Drei Jahre waren sie getrennt gewesen. Jean hatte seinen Freund vergessen. Schmiegsam und weich trieb er noch im Strom dahin, leichter als alle Ge-

wässer. Nun kam der andere eines Abends zu ihm, mit seiner früheren Freundschaft, mit seiner früheren Geschichte und fing die alten Beziehungen wieder an. Jean, der wieder Proletarier geworden war, ließ ihn an sich herankommen. Darüber war nichts weiter zu sagen. Gemeinsame Kameraden, die Raphael getroffen, hatten ihm die Adresse von Jeans Bureau gesagt und ihm die Geschichte von der Fabrik und dem Alten erzählt.

Er nahm Jean unter den Arm und zog ihn mit. Es war am vierundzwanzigsten Oktober. Der Himmel war seines leuchtenden Glanzes beraubt, und im Westen des Horizonts nahmen goldig und rötlich geränderte Wolken die Sonne auf wie Inseln, die ein Schiff festlich empfangen. Vier Sommermonate waren zerstäubt und flatterten vor dem Blick mit der traurigen Monotonie einstigen langen Glücks. Jean brachte armselige Phrasen vor.

„Als ich jene schönen Tage fragte, hat mir kein einziger den großen Trost gegeben. Und doch ist die Welt meinem Herzen so nahe.“ Raphael hatte ein tiefes Lachen. Er war kein Plauderer,

hörte aber gern zu, wenn andre sprachen, und empfand ein Gefühl inneren Gleichgewichts diesen gegenüber.

Sie schritten den Boulevard Saint-Michel wieder hinauf, traten in den Luxembourggarten, gingen noch weiter und kamen vor ein Hotel in der Rue Vavin. Ein Schritt nach dem andern erklang auf dem Trottoir und verhallte. Es war einer jener Tage, die man nicht kennt, die man nicht erwartet und die plötzlich von den Höhen herabsteigen, wo der Zufall sie bereit hielt.

Aus dem Abend war Nacht geworden, und sie breitete ihre Fittiche auf der Schwelle eines Hauses aus. Die beiden gingen eine Treppe hinauf, dann eine zweite. Raphael klopfte, es wurde von innen geöffnet, man sah in ein Zimmer, in eine Küche; als sie eintraten, lief eine Frau schnell davon, man konnte gerade noch den Saum ihres Rockes erblicken. Jean glaubte, es wäre die frühere Geliebte, und wollte sie schon begrüßen. Raphael bekam einen plötzlichen Schreck, neigte sich zu ihm und sagte ihm ins Ohr:

„Vorsicht! Es ist nicht dieselbe.“

So erfuhr Jean, daß Raphael noch eine andere Überraschung für ihn bereit hatte.

„Also da ist er, Liebchen! Ich bringe ihn dir mit. Ich — bringe — ihn dir mit. Sie wollte nicht, daß ich es dir sage. Sie hatte mir gesagt: ‚Du erzählst ihm nicht, daß du ein Liebchen hast. Ich will ihn überraschen. Ich werde an seinem Gesicht sehen, ob ich ihm gefalle. Ich will ihm gefallen‘.“

Man hörte helles Lachen aus der Küche. Sie hatte dort einen Kamm, eine Schachtel mit Puder und eine Puderquaste hingelegt, und bevor sie sich Jean zeigte, machte sie sich ein wenig zurecht. Als sie schon im Begriff war, in das Zimmer hineinzugehen, fiel ihr noch etwas ein, sie strich sich mit der angefeuchteten Fingerspitze die Augenbrauen glatt. Beinahe hätte sie es vergessen.

Ganz einfach trat sie herein. Sie war blond, zart, und der Puder machte sie noch zarter, so daß sie fast zerbrechlich aussah. Ihre Augen hatten keinen nachdenklichen Ausdruck, sie näherte sich ihm und ließ sich hineinsehen: sie waren blau und tief. Sie war zufrieden und sagte:

„O, ich kenne Sie. Und da habe ich keine Angst. Sie sind doch ein junger Mann. Ich war nie mit jungen Leuten zusammen, aber ich habe keine Angst."

Raphael lächelte und sagte:

„Das ist richtig . . . Gib ihr einen Kuß."

Jean küßte sie, dann sagte sie:

„Jetzt bin ich an der Reihe."

Sie stürzte auf ihn zu und küßte ihn zweimal: Klitsch, Klatsch! Dann eilte sie hinaus und flüchtete sich in die Küche.

Als sie wiederkam, brachte sie die Suppe herein. Das Abendbrot machte ihr Spaß. Es gab Beefsteaks mit Bratkartoffeln, und sie hatte versucht, Apfelmus zu machen. Sie tauchte den Finger hinein, und das veranlaßte sie, an ihre Hände zu denken. Sie zeigte sie.

„Sehen Sie, ich habe Hände wie eine Köchin, wie eine Wirtschafterin." Ihre Gedanken hafteten eine Minute an dem Wort Wirtschafterin, und ihre Kochtöpfe fielen ihr ein, ihr Herd, ihre Kohlen, und sie fühlte eine Begeisterung, als wenn das alles etwas ganz Neues wäre. Dann schwenkte sie ab, um etwas anderes zu zeigen:

„Ich bin ganz gewiß nur nach Paris gekommen, um Sie zu sehen. Ich habe Sie gern. Ich hatte Sie gern, bevor ich Sie kannte. Und ich weiß alles von Ihnen. Sie sind mit einem alten Mann nach Paris gekommen. Herr Crouzat hat mir gesagt, daß Sie ihn an der Nase hinter sich her gezogen haben. Dann haben Sie ihn losgelassen, und seine schwere Nase hat ihn ins Wasser gezogen. Seine Nase war aus Blei."

Sie war froh, daß sie diesen Scherz gefunden hatte. Sie lachte ganz deutlich: hi, hi, hi, wie ein kleines Mädchen, denn sie wußte, daß die kleinen Mädchen gut gefallen. Und da plötzlich eine Bewegung Raphaels sie fürchten ließ, daß er ihre Gedanken erraten, küßte sie ihn jäh auf den Mund, nahm die Teller und trug sie in die Küche.

Raphael neigte sich zu ihm:

„Du hast doch die andere gekannt, Alter. Drei Jahre lang habe ich fortwährend die Zeitung in der Hand gehabt. Im Grunde ist es mit den Frauen dasselbe: Man braucht sie — sie sprach nicht; wenn sie mir gegeben hatte, was ich verlangte, blieb mir nichts andres übrig, als

mir eine Zeitung vorzunehmen. Oft genug hat sie mir das vorgeworfen.“ Dann erinnerte er sich der Eroberung Maries, mancher ihrer Streiche, die sie nachts machte, hielt sich für sehr schlau, und um darauf hinzuweisen, rief er:

„Ach, diese kleinen Mädchen, es ist wirklich nicht schwer, sie verrückt zu machen.“

In diesem Augenblick kam sie aus der Küche zurück und sah sie miteinander tuscheln.

Sie sagte:

„Ach! Ich weiß, was du sagst. Du sagst, daß es nicht wahr sei, daß ich seinetwegen nach Paris gekommen bin. Und doch und doch, doch.“

Sie war zornig, daß man sie nicht ernst nahm. Dann machte sie eine Bewegung:

„So.“

Sie küßte Jean, auf gut Glück und gerade ins Auge.

Nun sprach auch Jean. Er hätte aus dem Innersten seiner Seele die romantischsten und verborgensten Teile hervorholen mögen, damit sie nun auch diese küsse.

„Ich bin mit meinem Liebchen nach Paris ge-

kommen. Es war achtundsechzig Jahre. Es war ein alter Mann. Er war zu nichts mehr gut. Ich hatte ihn in meinem Zimmer untergebracht, und wenn ich abends heimkehrte, hatte er das Essen zubereitet. Er trug einen großen Hut, einen langen Bart und eine große schwarze Brille. Es war Winter. Ich sagte zu ihm: ‚Laß dir doch den Bart schneiden.‘ Er antwortete: ‚Laß mich zufrieden. Er bedeckt meinen Hals, er erspart mir ein Halstuch.‘ Er störte mich gar nicht. Und dann eines Tages, kleine Marie, ist er fortgegangen. Er sagte: ‚Es ist kein Platz mehr in dem Zimmer, wir haben kein Brot mehr.‘ Ich hätte ihn mein Leben lang bei mir haben mögen. Einmal stolperte ich über seinen Fuß. Er trug große Holzschuhe. Ich bin hingefallen und habe dabei einen Teller, den ich in der Hand trug, zerbrochen. Er sagte mir: ‚Ich bin dir lästig, armer Kerl, ich bin dir lästig.‘ Er hat sich in die Seine gestürzt. Er dachte: ‚Wenigstens werde ich dann nur den Fischen zur Last fallen.‘“

Marie standen Tränen in den Augen. Plötzlich waren sie trocken, und sie sagte:

„Hi, hi, hi, das ist nett.“

Raphael erzählte nie mehr, als was man von ihm verlangte. Er hatte aber die Gewohnheit, alles bis in die kleinste Kleinigkeit auszufragen. Er sagte:

„Nun wie? . . . Er ist tot, er hat sich ertränkt."

Jean antwortete nicht. Er setzte seinen Weg fort, er war mit seinen ersten Schritten zufrieden, denn sie hatten die Aufmerksamkeit einer Frau auf sich gelenkt; nun ging er weiter und war bemüht, alles zur Geltung zu bringen, was an ihm war.

„Ich habe nicht verstanden, meine Jugend zu nutzen. Ich liebte das Glück zu sehr, ich habe es mir für zuletzt aufgespart. Ach! Weshalb war mein Vater so sparsam? Die Sonntagabende im Gymnasium tauchen vor mir auf. Die Stadt schimmerte, der Himmel war weit, die Stadt war frei, ich war ein Kind, ich träumte vom Karussell. Ich blieb auf dem Hofe, ich segnete meine Gefangenschaft, ich zählte mir die Leiden derer auf, die eingesperrt sind. Ich wäre sehr unglücklich gewesen, wenn ich Glück gehabt hätte. Sehen Sie, Marie, wir sind zu lange arm gewesen. Als ich mir meinen Onkel auflud, handelte ich sehr gut, aber nicht das war ausschlaggebend. Es hat so sein müssen, daß

ich wieder arm wurde. Ich bin Ingenieur, ich hätte reich sein können. Ich verstehe es nicht, reich zu sein. Deshalb haben wir das Erbarmen erfunden."

Da fielen alle Flügel ihrer Seele müde herab; sie neigte den Kopf, näherte ihn lauschend ihrem Herzen, bis sie dort etwas Ähnliches sich regen fühlte. Und als sie in ihm das entdeckte, was die Frauen mit: ‚Unverstanden sein' bezeichnen, sagte sie:

„O, dann sollten Sie mit mir auch Erbarmen haben!"

Sie war zufrieden. Um ihm zu gefallen, wäre sie gern noch unglücklicher gewesen.

Ruhig seine Pfeife rauchend saß Raphael da und beobachtete sie, drückte mit der Fingerspitze die Asche fest, folgte mit seinem Blick dem weißen Rauch, der aus den Pfeifen, die gut ziehen, ganz dicht herauskommt, und verstand sie beide bis ins Innerste. Er wußte, was das Leben bedeutet, und sprach nicht einmal darüber. Er war glücklich, ohne viel Worte zu machen, wich von seinen Prinzipien nicht ab, fühlte sich sicher wie in einem angestammten Haus und empfand eine neue Freude, wie man sie

an jenem Tage empfindet, an dem man zwei neue Flügel anbaut. Er sagte zu ihnen:

„Ach! ich wußte wohl, daß ihr euch beide verstehen würdet.“

Nach dem Abendessen stand er auf, setzte sich aufs Bett und rief:

„Komm her, Liebchen!“

Sie kam.

„Ich bin ein armes Liebchen, das einen Schatz hat.“

Es war ein Bett, wie sie in möblierten Zimmern stehen, mit rötlichen Gardinen, dessen Schmutz man über der Liebe vergißt. Es stand dicht vor dem Tisch, erdrückte ihn, das Licht der Lampe fiel darauf, und in dem engen Zimmer trat es wie ein anderes Zimmer hervor. Es war da. Man fühlte die Matratzen, zwei durchgeschüttelte Matratzen, die durch die über sie dahingegangenen Stürme in Unordnung, in einer undefinierbaren Form zurückgeblieben waren. Im übrigen genügten noch drei Stühle zum Leben.

Sie setzten sich, streckten sich quer darauf aus: Marie fügsam und sich in den Arm einschmeichelnd,

der sie umschlang. Seit sie ihren Großvater verlassen hatte, gefiel sie sich so, sie verschloß sich ganz in sich, um in der Tiefe ihres Herzens das Feuer der innern Wärme besser zu spüren. Einige Vergünstigungen hatte sie sich jedoch gestattet.

Die erste bestand darin, daß sie sich eine Schachtel Puder verschaffte; sie hatte sie in Lyon gekauft, sie wollte nicht warten, bis sie nach Paris kam. Sie tupfte zweimal mit der Quaste auf, verrieb den Puder mit dem Taschentuch, bis er in die Haut eindrang. Ihre zarten Wangen wurden noch um einen Ton zarter. Sie wußte das und verstand das recht wirksam zu machen. Ihre blauen Augen gewannen dadurch, breiteten sich aus wie der Genfer See, den der Fluß durchkreuzt.

Und dann sah man noch wirres, widerspenstiges Haar und den alltäglichen Gesichtsausdruck einer ganz gewöhnlichen Frau. Raphael sprach nicht mehr, seine Hand war behaglich unter ihrer Achselhöhle gebettet, die Fingerspitzen reichten bis zu ihrer Brust, er zog es vor, sich nicht zu bewegen und hatte ein wohliges, angenehmes erregendes Gefühl seinen Arm entlang bis zu sei-

nem Herzen steigen. Er war zufrieden, daß man ihn so sah, behielt aber seine Gedanken für sich, da er nicht verstand, sie in Worte zu kleiden. Jean hingegen war so veranlagt, daß er sich über ein plötzliches Gefühl äußern mußte, ohne Rücksicht darauf, welche Folgen das nach sich ziehen könnte. Er sagte:

„Ich bin allein. Irgendwo in Paris ist ein Zimmer, das mir gehört. Ich will es Ihnen nicht beschreiben. An der Wand hängen zwei Porträts: Dante und Michel Angelo. Ich weiß, daß kein Mensch die beiden übertroffen hat, und daß, wie hoch mich auch mein Schicksal tragen wird, an ihnen ich meine Grenzen finden werde, und das versperrt mir den Weg, mehr noch als das Unglück. Ich habe keine Furcht. Der eine wagte es nicht, den Mund aufzutun, der andere kannte im Leben nur Brüste aus Stein. Ich kann mein Land durchmessen und kenne meine Grenzen. Ich habe gelesen, daß Attila aus Holzgefäßen aß und den Offizieren seines Gefolges Geld und Beute überließ, und ich habe begriffen, daß man sich um Äußerlichkeiten nicht zu kümmern braucht und vom Leben das

Große und das Wesentliche fordern muß. Zu jenen Zeiten war man ein Krieger. Heute will man leben. Ich habe meine Fesseln gebrochen. Jetzt heißt es, das Alte lassen und neuen Prinzipien nachgehen. Ich habe ganze Abende mit meinen Büchern verbracht. Ich habe Abende gekannt, an denen mir die vier Wände meines Zimmers die Welt bedeuteten.

Plötzlich schwieg er, er hatte geglaubt, daß er noch mehr sprechen würde. Er schwieg, ohne auch nur einen Satz weiter zu denken, und hielt hier inne vor einem Loch, das er entdeckte. Er selber war erstaunt darüber; stockte in seinem Anlauf und behielt von seinem begeisterten Feuer nur noch soviel zurück, um das Schweigen zu beleben.

Nun prüfte er sich selber. Hier lebten zwei Verliebte, für die das Bereich einer Matratze ein Lustgarten war und die ihr Leben in deren Hügeln und Tälern fanden.

Er verstand noch nicht zu besitzen, aber nach dem, was er nicht besaß, stieg ein Verlangen in ihm auf, dem er gern nachging und dem er nachgehen konnte. Er ging ihm nach, heftete seinen Blick auf eine Falte, fing den Duft der Dinge auf,

sog ihn ein wenig ein, starrte einen Augenblick auf eins der Kopfkissen, sah zu dem andern, heftete seine Blicke auf jenen Fettfleck, den Frauenhaare hinterlassen, und suchte nach Art junger Leute eine Spur, stellte sich die Küsse vor, witterte die Liebe. Er blickte zu den Bettgardinen hinauf, wo der Schatten sich festlegt und irgend welche geheimnisvollen Schleier, irgend eine Erinnerung leise geflüsterter Worte anzuhäufen scheint. Er gierte nach diesen Worten, er wühlte darnach mit der Beharrlichkeit eines Armen, der in das Gehölz geht, um dürre Zweige zu sammeln.

Marie kauerte sich wie ein Kind zusammen, wurde ungenierter, gab sich Zärtlichkeiten hin, und als Raphael einmal kaum nur die Finger ein wenig bewegte, lachte sie, als ob er sie gekitzelt hätte, wurde lustig und dehnte sich und streckte sich. Jean geriet sogleich in Erregung. Er verschlang sie mit seinen Blicken, jede Bewegung regte seine Phantasie an; der Waldwanderer durcheilte den Forst, entdeckte Laub, das vom Windhauch zitterte, und hie und da die Stimme eines Vogels, dessen Schrei noch nachklingt und einen fortreißt, wie der

Liebesschrei einer Frau. Die Bewegung eines Beines unter dem Rock, die Neigung einer Schulter, vielleicht das Wogen eines Busens unter der Taille, der eigentümliche Farbenton des Halses, der bei dem Kinn beginnt und sich bis zu dem Halsausschnitt hinzieht, ein Muttermal sogar, alles das war Material für Jean, aus dem er ein Lustschloß sich zimmerte, das er mit Bogengängen, Fenstern, Tapete, Behängen, mit Rasenflächen und geheimnisvollen Abenteuer ausschmückte, die nacheinander aus seinem tiefsten Herzen aufstiegen. Er neigte sich über das Leben, verfolgte dessen Ufer und ging lange an ihnen spazieren. Von allen Grundsätzen wußte er nicht, welchen wählen, von allen Kräften nicht, welche sein Blut trieb.

Und er dachte: Jetzt überlege ich. Wenn ich ein Mann wäre, würde ich nicht einmal überlegen. Was bin ich denn also? Und doch habe ich Mut. Und ich brauche ihn ganz, um mir zu sagen: Was wirst du mit deinem Mut beginnen? Und ich weiß wohl, wohin das Leben mich führen könnte. Und alles, was ich fertig bekam, war, ihm einmal zu sagen: Dahin gehe ich nicht. Und nun weiß ich

nicht mehr, wohin ich von selber gehen werde. Es ist wohl wahr, daß ich einsam bin und daß es das Ideal der einsamen Menschen gibt. Welches ist nun das meine? Ich möchte streng und einsam wie Michel Angelo sein und mich von allem befreien, was nicht zum großen Prinzip gehört, und den Tag bauen und die Nacht bauen und die Dinge der Welt in Stein hauen und sie groß gestaltet wiedergeben. Es gibt noch andere Ideale, und mein Blut fließt und erfüllt die Gefühle meines Herzens. Ich möchte ein Wanderer sein und überall trinken, wo ihr getrunken habt. Es gibt Frauen, die man sich im Straßengraben nimmt, und Schnaps, der einem wie Feuer im Magen brennt, es gibt Länder, in die man sich hineintaucht, in die man hineintritt, in denen die Berge den Himmel ersticken, wo die Täler frisch sind und du die Freude der Welt mit vollen Zügen atmest. Es gibt noch ein anderes Ideal. Und jene beiden da, Raphael und Marie, haben es kennen gelernt. Und ich weiß alles. Ich weiß, daß du, Raphael, nicht Marie liebst, nicht Sie, Maria, Raphael lieben, aber irgend einen Teil von euch selbst,

den besten und tiefsten, der sich von einem in dem andern spiegelt und sein Bild darin vertausendfacht. Denn Liebe ist Unendlichkeit und Vertausendfachung. Und um mich ist es eng und einsam, und ich bin arm, engherzig und einsam. Und ich frage mich: Welches ist dein Weg? Und ich sage mir: Wohin gehst du? Hättest du doch gewählt! Es gibt Einsiedler, es gibt Wanderer, es gibt Liebende. Deine Seele ist auf falscher Bahn, dein Herz kann keiner Versuchung widerstehen. Zu lange hast du das Glück bloß gestreift. Du siehst eine Frau auf einem Bett, und diese Frau gehört nicht dir.

Marie richtete sich auf, sprang in die Mitte des Zimmers, wie wenn sie sich von allem los löste, und rief plötzlich:

„Ich will spazieren gehen. Kleiner Jean Bousset, gehen Sie mit mir spazieren. Ja, ja, ja, ich habe plötzlich Lust dazu. Herr Crouzat, ich will spazieren gehen."

Raphael reinigte seine Pfeife, steckte sie in die Tasche und lächelte zufrieden. Wenn er lächelte, zog er die Mundwinkel herab, und seine Wangen

glänzten vor Behagen. Er war schweigsam und genoß still für sich.

Marie strahlte. Sie wußte sich nicht mehr zu lassen und begann herumzuspringen und blickte abwechselnd auf Raphael, Jean Bousset, das Bett, das Zimmer, die Lampe und die Kaffeekanne, die auf dem Tisch stehen geblieben war. Und sie war frei, und sie war die Herrin und sie rief:

„Ich habe die Hosen an. Ja, ich, ich habe die Hosen an."

Sie schrie aus vollem Halse. Sie hatte sich den Spaziergang ausgedacht, sie dachte an die Boulevards, die Lichter, die Cafés, an alles das, was in den Straßen vorgeht, an den Strom von Vergnügungen, der durch Paris zieht und es in Schwingung bringt. Und sie sah die Liebe, das Leben, die Freiheit, und sie wiederholte:

„Ich habe die Hosen an, ich, ich habe die Hosen an."

* * *

Sie gingen fort, sie überlegten nicht lange und betraten ein Café am Boulevard Saint-Michel.

Es war imposant mit seinen zwei Etagen über dem Erdgeschoß, mit den Lederstühlen, den schweren Marmortischen, den Spiegelscheiben, den im Quartier Latin üblichen Decken, auf denen Studenten gemalt sind, die mit Grisetten Cancan tanzen; die elektrischen Lampen strahlten, eine Rauchwolke zog sich von Tisch zu Tisch und stieg in Schwaden hoch; und dazwischen ertönte Stimmengewirr, das Klirren von Tassen, und es schwoll an zu unbestimmtem Lärm. Sie traten ein, sie setzten sich, alle drei ziemlich benommen, und das ganze Getöse schlug ihnen entgegen. Eine schwere Luft, die über den Köpfen lagerte, stieg hinauf, legte sich um die Stirnen, stieß sich an der niedrigen Decke und senkte sich wieder in Schichten. An einer Reihe kleiner runder Tische saßen Dirnen in grünen, gelben und roten Kleidern, boten sich dar, ihr Lächeln, ihre Augen, ihre Federn, ihre merkwürdigen papageienfarbenen Hüte; sie standen auf, liefen umher, schüttelten sich die Hände, wechselten den Platz, tranken wieder, gestikulierten, sprachen zärtliche Worte, rafften ihre Röcke zusammen und schrieen plötzlich auf.

Marie sagte:

„Also hier können die Frauen sich ausleben.“

Sie betrachtete sie. Da waren sanfte, zarte mit blassem Gesicht, deren Augen zu warten schienen, deren ganzer Körper gleichsam wartete und denen man ansah, daß sie nachgiebig waren und leicht zu haben mit ihrem süßlich lächelnden Honigmund. Da saßen aufgeblasene, die sich breit machten, stolz ihre Zähne, ihre Taille und ihren herausfordernden Busen zeigten, die seidene Blusen trugen, Ringe, gelockte Haare und im Leben kein anderes Ziel kannten als mit dem Mann zu schlafen und zu glänzen wie ein Reliquienschrein. Marie wandte sich an Jean und fragte:

„Nun, so eine wie die da, bin ich doch nicht.“

Nachdem sie das gesagt hatte, war sie befriedigt, ihre Grenzen genau angegeben zu haben. Jean antwortete ihr auf seine Weise. Er war nicht glücklich genug im Leben, um sich noch für etwas anderes, als für sich selbst, zu interessieren. Er gehörte zu den jungen Leuten, die an die Güte der Frau glauben, ein gutes Herz zeigen, um sie zu verführen, und auf sie wie auf eine Belohnung hoffen. Er sagte:

„Aber es gibt Frauen, für die der Aufenthalt hier den letzten Schritt einer Laufbahn bedeutet. Da hinten sitzt ein achtzehnjähriges Mädchen, das Margot heißt. Sie ist so klein, ihr Mund, ihre Zähne, ihr Lächeln, ihr Gemüt sind noch so frisch, daß man sie Klein Margot nennt. Sie war Waise und lebte bei ihrem Bruder. Sie hatte einen Streit mit ihrer Schwägerin. Sie ging fort, sie war fünfzehn Jahre, hatte kein Geld in der Tasche und einen leeren Magen. Sehen Sie, das ist so einfach! Sie lief durch die Straßen von Paris, nach zwei Stunden bekam sie Hunger. Ein Mann sprach sie an, schleppte sie mit, nahm ihr ihre Jungfernschaft und gab ihr dann zwei Franken. Und ich sehe es förmlich, wie dieser Mann an jenem Abend zu einem Freund gelaufen ist, um ihm das Seltsame mitzuteilen: ‚Kannst du dir vorstellen, was mir soeben passiert ist. Ich begegne einem Mädchen, ich nehme es mit: es war 'ne Jungfer. Das hat mich zwei Franken gekostet.‘ Und der andere antwortete ihm: ‚Du Glückspilz, das kann auch nur dir passieren.‘ So wurde sie eine Straßendirne. Als sie einen Monat darauf an diesem Café vorbeiging, in dem wir jetzt

sitzen, sagte sie: ‚Wenn ich nur hier einen Platz hätte, ich würde mir allabendlich nur einen oder zwei Männer mitnehmen und würde mich damit zufrieden geben.‘ Schließlich bekam sie den ersehnten Platz. Dazu waren außer ihrer Lieblichkeit die Freundschaft anderer Weiber und die Protektion von Studenten nötig. Da unten sitzt sie und lacht. Fragen Sie doch einmal dieses Mädchen, was Glück ist. Heute weiß sie es: zehn Franken täglich zu verdienen.“

Er war zufrieden, er hatte seine Geschichte gut erzählt. Da er nicht viele Frauen besessen hatte, hatte er immer Verlangen nach ihnen.

Marie, die lange Geschichten liebte, nahm sie in sich auf, schmückte sie aus und spann sie weiter. Sie wäre klug gewesen, wenn nicht immer ihr heißes Blut mit ihr durchgegangen wäre. Sie sagte:

„Sie kennen sie also?“

Dann hielt sie inne, aber nur halb, wie wenn man einen Fuß vorstellt und sich schon im voraus darauf freut, den andern nachzuziehen. Sie konnte nicht lange an sich halten.

„Ich möchte Sie gern um etwas bitten, wage es aber nicht recht . . . Also! Möchten Sie sie nicht mal heranrufen.“

Auf einen Wink Jeans stand ein Mädchen auf. Sie kam, lächelte, wie um ihre Kühnheit zu entschuldigen, sie ging langsam, damit es nicht so unverschämt aussehe. Sie sagte:

„Ich wußte nicht, ob ich herankommen durfte. Guten Tag, mein Herr, guten Tag, gnädige Frau. Sieh doch mal meine Finger an. Ach, du weißt gar nicht, daß ich krank war. In den Armen hat es mich gepackt. Alle meine Finger waren krumm. Der Arzt meint, zu nervös sei ich und ich wäre bleichsüchtig. Ich glaube den Ärzten nicht, ich sehe doch wohl aus. Ja — so ist es! Ich muß etwas einnehmen. Das kostet nicht zu knapp und macht ganz kaputt.“

Sie hatte lange gesprochen. Sie zeigte, wie ein kleines Tier, alles außer dem, was man nur für Geld zeigt. Sie war klein, trug ein rotes Kleid und strengte mit allen Kräften ihr dünnes Stimmchen an, weil alle kleinen Lebewesen schreien müssen.

Schon bei ihrem Anblick lachte Marie. Sie hieß Margot. Sie hatte etwas Einfaches, Ungekünsteltes an sich, das sie manchmal noch erklären wollte. Sie war wie ein Kind von sechs Jahren. Sie sagte:

„Sie sehen mich an. Ich sehe wohl frech aus, was? Ich bin es auch. Aber wir könnten keine Geschäfte machen, wenn wir es nicht wären.“ Marie war gerührt. Sie wollte ihr zeigen, daß sie über ihr Schicksal genau Bescheid wußte. Sie sagte zu ihr:

„Sie heißen Margot?“

Margot war schlau, sie zeigte auf Jean:

„Das hat er Ihnen gewiß gesagt.“

Marie wollte nicht um eine Antwort verlegen erscheinen, und um durchblicken zu lassen, daß sie noch mehr wisse, sagte sie:

„Ich bin Ihnen herzlich gut.“

Und plötzlich wies sie Margot mit dem Finger auf Jean, sie konnte sich nicht zurückhalten. Sie hatte alles, was er ihr erzählt hatte, verstanden und sah ein, was hier die beste Lösung sein würde.

„Sie müssen ihn lieb haben.“

Margot antwortete:

„Aber natürlich habe ich ihn lieb. Er ist ein paar Mal mit mir gekommen. Er war sehr nett zu mir. Weshalb sollte ich ihn denn nicht lieb haben?“

Und um die andere völlig unbefangen zu machen, gab Marie ihre innersten Empfindungen preis und sagte:

„Ich bin auch eine Frau, die ein leichtsinniges Leben führt.“

Und nun gab es eine Art Glück zu vieren. Zwei Männer hatten zwei Frauen. Das Problem des Gleichgewichts der Welt fand seine Lösung, sie ergab sich aus einer Symmetrie in der Paarung. Marie konnte dies jetzt aus Erfahrung wissen. Sie hatte keine Furcht, aber manchmal brauchte sie einen Beweis, der ihr Wissen festigte und ihr die Gewißheit gab, daß sie nur tat, was alle Welt tat, wenn sie mit einem Mann zusammenlebte. Wie ein Kind gab sie ihren Gedanken Ausdruck. Sie war noch zu jung, um in dem ersten Ungestüm ihres Blutes von der Liebe etwas Besonderes zu erwarten.

Sie sagte:

„Nun habe ich den kleinen Jean Bousset zufrieden gestellt. Ich habe ihm eine kleine Margot verschafft. Ein kleiner Mann muß auch 'ne kleine Frau haben."

Man wurde still. Ein wenig später fürchtete sie, daß man vielleicht nicht bemerkt hätte, was in ihrer Absicht lag.

Sie wandte sich zu Raphael, und wie um sich zu entschuldigen, sagte sie:

„Weil ich ein gutes Herz habe. Armer Kerl, den ganzen Abend hat er zu uns geredet. Er muß sich doch langweilen. Ich will ihn glücklich sehen."

Zweites Kapitel

Den ganzen Tag über war das Zimmer grau; es ging auf einen tiefen Hof, den vier von schwarzen Fenstern durchbrochene Mauern umschlossen. Man konnte darin nur bei hochgezogenen Vorhängen leben. Man hätte glauben sollen, daß ein sechster Sinn sich in der Dunkelheit entwickeln müsse, um sich durch die Undurchdringlichkeit einen Weg zu bahnen und die Strahlen der Sonne zu ersetzen. Manchmal erschien unerwartet am gegenüberliegenden Fenster etwas Bleiches und streckte eine Art von Kopf vor, der dann lange da blieb. Ein ander Mal wieder hörte man einen Krach, das Klirren von Küchengeräten, ein Wort, das zwei Stock tiefer auf dem Hofe neben dem Brunnen ertönte, die Mauern emporhallte, noch höher stieg und sich über den Dächern in einem grauen Viereck verlor, das man kaum bemerkte. Langsam zog sich

der Nachmittag hin: man bekam ein Gefühl von Mattheit und zugleich ein brutales Verlangen, ihn zu packen, ihn zu ziehen und zu zerren. Das Zimmer konnte einen nicht froh stimmen. Gardinen, ein Bettvorleger, ein Tisch, langweilige Falten, Farben, die schon tausend Tage Langeweile gesehen hatten, dazu ein Büfett mit Glastüren und drei Fächern, das war das Zimmer, wenn Marie nicht im Bett lag; mit Sehnsucht wartete sie auf den Neujahrstag, um die Wand mit einem der großen Bilderkalender zu schmücken, den die Geschäfte ihren Kunden schenken. In den Büfettfächern lagen Hefte, ein Frauenhut, Schachteln und ein Paket Kerzen. Sie ging darüber hinweg, in dem Bewußtsein, daß sie in dem schönen Paris wohnen durfte. In der ersten Zeit hatte sie Lust etwas zu tun, und Tante Amélie verschaffte ihr durch ihr Lyoner Geschäft die Adresse eines Pariser Hauses, das ihr Chenille und Schleier übergab. Aber sie hatte zu nichts Ausdauer. Als nach acht Tagen die Schleier den Reiz der Neuheit, ihre Romantik verloren hatten, gab sie die Sache wieder auf, um Gedanken, die ihr durch den Kopf streiften, nachzuhängen. Sie

liebte die Arbeit nicht und sah in ihr nur die ewige Wiederholung derselben Geste, nur das Stillsitzenmüssen.

So lebte sie in ihrem Zimmer dahin. Sie gefiel sich darin, es seltsam zu finden, und indem die Tage jungen Lichtes im Garten Basiles, das Springen, das Jagen und die Unschuld von einst an ihrer Erinnerung vorüberzogen, fühlte sie sich in ihren vier Mauern so glücklich, wie ein großer Mann, der zur Zeit der Entdeckungsreisen seine Freuden, seine Lebensgewohnheiten, die Behaglichkeit Europas verließ, um dem Unbekannten entgegenzutreiben, der an seinem abenteuerlichen Leben Geschmack fand, es zwischen den Inseln und sogar noch in den Gefahren und in der Gefangenschaft eines wilden Volksstammes genoß. Sie suchte das gelobte Land, fühlte es in ihrem Herzen leben und fand es bei jedem Schritt. Paris war ihr nahe, sie drängte sich nicht, es kennen zu lernen, aber begrüßte es voller Vertrauen. Paris war ihre Hoffnung. Die Liebesgeschichten hatten gewechselt. Einstmals schwollen die Küsse, diese verbotenen Küsse auf ihren Lippen, hinterließen einen nachhaltigen Eindruck

der Wollust in ihren Lenden, und da diese Küsse alles enthielten, Ursache und Wirkung, bedeuteten sie für Marie den eigentlichen Sinn des Lebens. Nun folgten Zeiten, die anders waren, wie ein neues Prinzip, wie das Jahrhundert nach einer Revolution. Nun legte sie sich abends mit ihrem Geliebten zu Bett; sie war ruhig, dachte nicht mehr darüber nach und fühlte kaum noch diese täglichen Erregungen, die ein Feinschmecker spürt, wenn er sich zu Tisch setzt. Ach! sicher waren die Gerichte gut, sie verstand es jetzt besser, ihre Feinheiten zu schätzen, sie war darauf erpicht, sich ihren Teil zu nehmen; aber gleich darauf streckte sie sich aus und nahm ihren Gedanken wieder auf. Ein gutes Mahl verwirrte sie kaum noch, sie war an gute Mahlzeiten gewöhnt. Manchmal mußte sie sich selbst durch ein Wort anfeuern: ‚Mein Geliebter . . . ich schlafe mit meinem Geliebten . . . Ich bin seine Maitresse.‘ Aber auch die Worte nahmen eine gewöhnliche Bedeutung an, so daß sie diese größer machen, sie sich vordeklamieren, ihnen alles, was sie an Reiz verloren hatten, hinzufügen mußte, und sie dachte: ‚Mein Gelie . . . iebter, eine Maitre . . . esse.‘ Sie hätte alles

wollen mögen. Es gab ein Ding, das man ‚Ideal' nennt und das in ihrem Herzen maßlos anwuchs. An manchen Abenden ging Raphael in die Stadt, nach Paris, das vor den Augen des jungen Mädchens ein Panorama aufrollte, seine Millionen gefühlvoller, unbekannter Blumen, seine Lichter, seinen Rauch, seine Schiffe, seine Bootsführer, seine Phrasen und endlich seine Ideale. Sie ermutigte ihn fortzugehen. Sie blieb allein, er hätte ihr Leben gestört, er störte es schon.

Des Morgens ging er um acht Uhr fort oder um zehn Uhr oder gar nicht. Am Nachmittag jedoch war er ziemlich regelmäßig von zwei bis sechs Uhr abwesend. In der ersten Zeit machte sie wohl eine Bemerkung, weil er sich die Haare sorgfältiger scheitelte, wenn er fortging, sich besser abbürstete und jedes Stäubchen sorgsam entfernte. Er lachte, machte sich ein wenig lustig, wurde aber schlauer und lernte das alles tun, ohne daß man es bemerkte. Es gibt eine täppische Art, eine gewisse Geschicklichkeit, die genialen Leuten, die wie Maurer aussehen, eigen ist. Vielleicht hätte sie gern gesehen, daß ein Mann, den sie kannte, sie während

ihres Alleinseins besucht hätte; Jean Bousset zum Beispiel, obwohl er als Raphaels Freund manches von dessen Wesen an sich hatte und ihm das etwas von seiner Neuheit nahm. Hingegen gefielen ihr Basiles Briefe um so mehr, als sie sich ewig gleich blieben. Er schrieb:

‚Du erzählst uns nie genug von Dir. Ich möchte Dir überallhin folgen. Nachmittags sage ich mir: jetzt wird sie ihrer Dame etwas vorlesen. Mir ist dann, als ob ich Dich sehen könnte. Du konntest nicht gut laut lesen. Hast Du Fortschritte gemacht? Deine Großmutter antwortet mir: Ach, du weißt viel, was sie jetzt gerade treibt. Du kennst sie ja. Aber es ist mir nicht recht klar, wie Du den Morgen verbringst. Erzähle mir das doch. Die Damen haben mit ihrer Wirtschaft zu tun, man läßt Dich allein, Du bist vielleicht frei. Gehe nicht zuviel allein in Paris spazieren. Aber besonders will ich eins nicht, Marie. Nämlich, daß man Dich Arbeiten machen läßt, die Dir nicht zukommen. Du bist Gesellschafterin und Du sollst keine groben Arbeiten verrichten und wie ein Hausmädchen Staub wischen. Lasse Dich auch nicht mit den Dienstboten

ein. Ich will damit nicht ſagen, daß Du Dein Zimmer nicht aufräumen ſollſt, das mache wie Du willſt. Glaube mir, in meinem Alter hat man Erfahrung. Du kennſt das Leben nicht, aber das wirſt Du lernen, das wirſt Du nur zu ſchnell lernen. Was uns anbetrifft, mein Töchterchen, wir ſind zwei alte Leutchen. Wir ſprechen oft von Dir. Deine Tante Amélie hat uns beſucht. Sie meint, daß es Dir ſehr gut gehen müſſe. Um ſo beſſer! . . .' Sie nahm den Brief, ſtreckte den Arm weit aus, betrachtete ihn, nachdem ſie ihn geleſen hatte, von weitem, wie man auf einem Dampfſchiff an ſeine Heimat denkt, um beſſer zu fühlen, daß man ſich auf einer Reiſe befindet. Jedoch manchmal zog ſich ihre Naſe merkwürdig zuſammen, es war ihr, als ob ſie weinen müßte. Schnell verjagte ſie dieſes Gefühl, rümpfte die Naſe und gab ſich einen Ruck, um ihre Empfindſamkeit zu verſcheuchen. Es mußte ſein.

* * *

Sie kannte ſogar die Einſamkeit. Sie wartete nur darauf, daß Raphael um zwei Uhr fortging, machte ſich dann ihre Haare zurecht, glättete die

Falten ihrer Taille und ihres Rockes und bedeckte das Ganze mit einer langen schwarzen Pelerine, die ihr Mantel war. So angezogen ging sie ihres Weges, hielt ihren Regenschirm quer vor ihren Beinen, preßte ihre linke Hand zusammen, ließ nur ihr Gesicht hinter dem Schleier sehen und senkte den Kopf, weil sie ihre Blicke auf das Trottoir heftete. So wanderte sie in den Herbst hinein, trat in den Luxembourggarten, ging rechts in die Alleen, wo die Farbe der Rasenflächen sich den durchschimmernden Schatten der dahinsterbenden Blätter vermählte, wo die melancholisch stimmenden Dünste des Spätherbstes sich gleich Watte um die Schläfen preßten; sie schienen aus dem Himmel einen erhabenen und schwermütigen Vorhang zu machen, eine Art Ruhefest, durch das schöne Empfindungen ziehen, die das Ende des Kampfes der Natur ankündigen. Marie wußte nicht, daß man sich an so etwas erfreuen konnte. Sie kannte gewisse Eigenschaften ihres Körpers, die Sinnlichkeit zum Beispiel, gleichsam chemische Eigenschaften, die sie in die Skala der Wesen einreihten und ihre Substanz wie eine Reaktion durchwühlten. Sie war sich

ihrer zwanzig Jahre und ihrer Glut bewußt, die in ihrem Geschlechtsempfinden, das ihre ganze Seele beherrschte, wurzelte. Diese Seele fühlte sie steigen, alle Fasern durchdringen, durch die Kehle aufwärts steigen, um als Herrin, als Gedanke sich in ihrem Kopf festzusetzen, wie das Auge des Bergmanns in dem von einer Lampe erhellten Raume sich heimisch macht. Aber von der Marie Donadieu, einer Pariser Frau, die vom Herbst umgeben war, von der eine Kraft ausging, die die Männer hätte erschüttern können, kannte sie nur den Hut, die Pelerine, den Schleier, alles schwarz, und jenen flüchtigen Gedanken, dessen sie sich eigentlich schämte, und den sie auf der Straße nicht über das Pflaster zu erheben wagte. Es gibt ja mehr als einen, der es nicht versteht, sein Bild in den Augen seiner Mitmenschen zu erkennen! Sie ging weiter. Das Wetter war lind. Der Herbst war wie der Nachgeschmack eingezuckerter Quitten, die den Mund ein wenig zusammenziehen; dann aber steigt mit ihm ein durchdringender Duft auf, wie er aus dem runzligen Holze alter Quittenbäume dringt. Junge Leute, die in Gruppen beisam-

men saßen, atmeten das ein, taten alles, was nötig ist, um es besser zu genießen, streckten einen Fuß vor, eine Schulter, lehnten sich behaglich auf ihren Stühlen zurück, öffneten den Mund halb, nahmen wie sich sonnende Tiere die weiche Luft und das Licht auf und genossen das Schauspiel einer vorübergehenden Frau und die vagen Träume, die sie in ihnen erweckte.

Man sah sie kommen. Sie gehörte nicht zu denen, die sich überlegen, wie sie ihre Blicke spielen lassen und die der andern erwidern sollen. Sie kam heran, ganz zurückhaltend, und machte von fern keinen Eindruck; aber plötzlich, wenn der helle Schimmer ihrer Haut durch den Schleier leuchtete, wenn ihre Backfischfigur, die ihrer Kleidung einen intimen Reiz verlieh, wenn das alles an einer Bank des Gartens vorbeizog, vorüberglitt wie das Schweigen und die Schönheit des Mondes an einem Liebesabend, und sie dann wieder verschwand in der Nebelmasse, die sich weiß vorschob und sie verschluckte, erhob sich manch junger Mann halb von seinem Stuhle, blickte seinen Gefährten verständnisvoll an, reckte den Hals und schnalzte mit der Zunge.

Mit gemessenen Schritten ging sie den Boulevard Saint-Michel hinunter, hielt sich nur hie und da vor einem Schaufenster auf, gefesselt von einem roten Hut, einem Regenschirm mit Negerkopfkrücke, Ansichtskarten, die nackte Frauen mit stark betonten Busen- und Rückenlinien darstellten, die ihnen einen besonderen Glanz, eine Art tierische Sicherheit verliehen. Manchmal ging sie bis Châtelet hinab, auf den Boulevard du Palais, um zwischen dem Justizpalast und dem Polizeipräsidium fünf Minuten Ruhe zu suchen; denn an der strengen Düsterkeit der beiden Gebäude hasteten die Vorübergehenden vorbei, um anderweit Fröhlichkeit aufzusuchen. Dann ging sie ziemlich müde zurück, und sie wußte nicht mehr jene naive Empfindlichkeit aufzubringen, die ihr gestattete, einige Blicke auf die Bilder ringsum zu werfen und sich in Ruhe ihren Gedanken hinzugeben.

Das war Paris. Es war etwas Ungeheures, das sich da ausbreitete und seine hunderttausend Häuser mit den unerreichbar hohen, bis in den Himmel ragenden Dächern weit ausstreckte; ein gewaltiges Häusermeer, überwältigend wie der Zorn Got-

tes war es, dessen Umfang man sich nicht vorstellen konnte und den die Menschenzwerge noch immer erweiterten, — wo Gerüste an den Mauern hochstiegen, wo sich klaffende Spalten plötzlich auftaten, wo Erdarbeiter und Maurer immer neue Fundamente anlegten, wo das innere Wühlen der Elemente oft zu furchtbaren Katastrophen führte, elektrische Bahnen zermalmte, Kaufhäuser in Flammen aufgehen ließ, die Menschen gleich zu Hunderten vernichtete und der Ingenieure und der Wissenschaft spottete. Das war ein Ort, den haufenweise Menschen durcheilten, wo der schwache Schrei der Menschenbrust tausendfach widerhallte, wo auf die Stimme der Leidenschaft eine gewaltige Antwort erfolgte; alles stieg nach oben, schwebte über dem Ganzen, zog dahin mit den Wolken und schien wie aus einer elementaren Quelle wieder von oben hernieder zu fallen. Da waren Lichterreihen, die der vorbeistreichende Wind ausblasen zu wollen schien, Schaufenster, Stoffe, Menschenfleisch, der Geruch von Dirnen, der sich mit dem Geruch von Nahrungsmitteln mischte, Vorübergehende, deren Kleider regenschwer zur Erde niederhingen. Es war eine Stadt wie

ein Schaufenster, eine Stadt, in der die Frauen jeden Tag ihr Sonntagskleid tragen, wo der Luxus die Armen reizt, wo jede Geste für das Auge des Vorübergehenden berechnet ist, wo der Handel das große Wort führt, wo die Obsthandlungen von überseeischen Gärten erzählen, wo die in Asche gebackenen Brötchen zu fünf Centimes so goldig schimmern, als wären sie für Könige bestimmt.

Und von dieser Stadt wollte sie empfangen werden. Zuerst hatte sie geglaubt, daß Paris zu ihr hinabsteigen würde, in Gestalt einer jener Statuen, wie sie als Personifikation einer Stadt dargestellt werden, und ihr sagen: ‚Marie Donadieu, was kann ich für dich tun?‘ Sie hatte sie sich vorgestellt als eine mißverstandene aber gute Person, etwa wie ihren Großvater, den man auch für hart hielt; diese würde ihren Sockel und ihre stolze Haltung verlassen, um geraden Wegs auf sie zuzukommen. Wäre Marie fünfzehn Jahre alt gewesen, hätte noch alles das gehabt, was man besitzen muß, sie hätte vom Scheitel bis zur Sohle alles ihr gegeben, das Leuchten ihrer Augen, das Sehnen ihrer Organe, den Druck ihrer Hände, das Spiel ihrer

Füße, ihr dargebracht das heiße Blut ihres jungen Leibes und das regelmäßige Pochen ihres Herzens, und unbewußt noch viel mehr, denn man weiß nie, was man alles besitzt. Aber nun war Paris so schwer wie ein Stein. Man lebte so nahe bei ihm und hatte doch nichts davon.

Vierzehn Tage vergingen. Sie hatte etwas gelernt. Das menschliche Ohr ist immer offen. Ein Wort traf sie im Vorübergehen. In der ersten Zeit wandte sie sich nach rechts, wenn sie ein Wort von links traf, und drehte sich nach links, wenn das Wort von rechts kam. Manchmal blieb das Wort an ihr hängen, sie konnte es nicht los werden, und es hallte ihr auch von jener Seite entgegen, nach der sie sich gewandt hatte, um ihm zu entfliehen.

Die einen umkreisten sie, wagten es nicht, den geraden Weg zu gehen, behandelten sie mit einer gewissen Höflichkeit, um sie nicht zu erschrecken, drängten sich ganz zaghaft an sie und sagten leise: ‚Gnädige Frau . . .‘ Andere waren etwas kecker, aber verbargen doch ganz vorsichtig ihre Kühnheit, streckten den Hals vor, und sie hörte: ‚Verzeihung

gnädige Frau, Sie werden mich wohl für sehr unbescheiden halten . . .' Diese waren die Bescheideneren, und alle verschwanden sie; sie waren nur geboren, um sich zu zeigen, denn sie hatten von der Flamme, die die Welt erfüllt, nur grade soviel mitbekommen, daß man einen letzten, schwachen Schein davon sah.

Aber es gab auch andere. Da war die dicke Hummel, die schon da ist, wo man sie nicht erwartet: ‚Fräulein, Sie können doch nicht so allein gehen.' Er kannte keine Bedenken, er sagte: ‚Fräulein.' Er war zähe, und lange mußte man neben ihm gehen, kein Wort antworten, Saft und Mark verheimlichen, bis er endlich merkte, daß man keine der süßen Blumen sei, an denen dicke Hummeln saugen dürfen.

Goldschimmernde, leuchtende waren darunter, die absichtsvoll die Form ihrer Flügel zeigten und sie ganz ausbreiteten, wie ein Eitler, der sich selber lobt. Nachdem sie so ihr Spiel vorbereitet hatten, näherten sie sich ihr, schwirrten im Kreise um sie herum und steuerten endlich auf den Hauptpunkt zu: „Gnädigste haben mir einen Blick zuge-

worfen, für den ich gern eine Erklärung haben möchte.“ Anfangs erwartete und empfing sie den Angriff schweigend, später machte sie einen Gegenangriff, der nur in einem Blick bestand, aber in einem so entschiedenen, daß er sofort traf und den anderen drei Schritte zurückwarf.

Es gab noch andere Dinge. Da war der Stoß mit dem Ellenbogen, der die Aufmerksamkeit darauf lenken soll, daß dir ein Mann zur Linken geht, der zu deiner Verfügung ist, wenn du seiner begehrst. Da war die Berührung, die dich nicht wieder freiläßt, die ihre ganze Kraft auf den Berührungspunkt konzentriert, die sich dir hingibt und auf einen Gegendruck wartet. Oder du spürst einen Blick, der dich zuerst von der Seite streift, bestimmter wird, über das ganze Gesicht gleitet und alles, was er berührt hat, in sich hineintrinkt.

Sie erlebte ein Abenteuer. Sie war schon im Begriff nach Hause zu gehen, als sie schleppende Schritte neben sich hörte, die mit einem so unverschämten Lärm über das Trottoir schrammten, als wären sie wütend über das Pflaster. Nun

wurde ihr zugerufen: „Heda Sie, na wie wär's?“ Leise schlich sie dahin, machte sich noch kleiner, um besser vorbeizugleiten, sie berührte kaum die Fliesen des Trottoirs. „Kann man denn nicht zusammen einen heben?“ Er schleuderte ihr das gerade ins Gesicht. Sie schwieg, sie wußte nicht, wie ihr war, und weil sie nicht sprach, schallten seine Worte doppelt laut: „Tun Sie man nicht so! Das ist schnell abgemacht.“ Sie kam an ihre Haustür und eilte auf ihr Zimmer zu, ganz wirr, von der einen Hoffnung, dem einen Wunsch beseelt, hundert Jahr allein darin zu leben. Es war also ein Absteigehotel! Er irrte sich mit Frauen niemals, jetzt sah er aber noch klarer und sagte: „Alte Schraube! Du wärst ja so zufrieden, wenn ich dir fünf Francs gäbe!“ Sie wartete nicht, bis sie die Lampe angezündet hatte, sie weinte schon, als sie die Treppe hinaufging.

Sie tröstete sich über diesen Vorfall. Gewiß, das Schlechte war nun einmal da, und man mußte sich damit abfinden. Aber nun ging es auch noch durch die Straßen und beeinflußte die Meinung, die man sich über sie bildete. In ihrem Leben

gab es düstere Augenblicke, wo ihr Herz einem leeren Schlauch glich, der sich nach dem formt, was man in ihn hineinfüllt. Sie brachte sich in Einklang mit den Dingen; von allem, was durch sie hinging, nahm sie den Wärmegrad an, weiteten sich ihre Lenden. Es gab nichts, was sie zurückhielt, manchmal dachte sie daran, wenn sie in ihrem Zimmer war. Schon der Anblick ihres Hutes, der auf irgend einem Möbelstück lag, genügte, um Verlangen in ihr zu erwecken. Bis auf ihre Pelerine, wenn sie unbenutzt am Kleiderhalter hing, erstreckte sich diese Empfindung, sie schien ihre beiden Schultern anzuziehen, das Sehnen noch zu vergrößern, sie in ihre Bahn hineinzutreiben; und da die Pelerine neu und weich anzufühlen war, so war sie es, die ihr förmlich selber die Tür öffnete, um wie die Pelerine einer eleganten Dame zu leben. Und wie eine elegante Dame, die von ihrer Pelerine umhüllt vorübergeht, wollte Marie jetzt auch gehen. Es bedurfte gar keines Antriebes für sie. Gott hatte bei der Schöpfung dem Ganzen den Anstoß gegeben, der größte Widerstand war gewichen, und von da ab ging die Welt

wie ein aufgezogenes mechanisches Spielzeug ihren Gang.

* * *

Einmal sah sie für einen Augenblick in ein korrektes Gesicht mit ruhig blickenden Augen, die man kaum beachtet, ein Gesicht, das von gesundem Blut durchströmt war, das rot und klar durch die Lippen schimmerte und heller in die Wangen hinaufstieg. Aber besonders fiel ihr der schwarze gekräuselte Bart des Mannes auf, durch den er wohlgefällig seine Finger hindurchgleiten ließ. Er trug einen gutsitzenden Zylinder, einfach und mit Bewußtsein, als ob er zu ihm gehörte. Ganz schwarz war er gekleidet, von dem elegant sitzenden Überzieher bis zu den langen schmiegsamen Stiefeln, die nur von dem feuchten Trottoir an dem Sohlenrand etwas schmutzig waren.

Marie gab sich ihm unbefangen hin, als er neben ihr dahinschritt und sie in verbindlichem Tone ansprach:

„Die schwarzen Kleidungsstücke sind widerwärtig, denn jedes bißchen Schmutz ist darauf zu sehen."

Es war gerade das rechte in diesem Augenblick, und wenn man nicht zu jenen Frauen gehörte, die sich in Schweigen hüllen und ängstlich hüten, was in ihnen ist, mußte man antworten. Sie tat es ohne Scheu:

„Ja, mein Herr!“

Weiter sagte sie nichts. Dann geschah etwas, was sie nicht kannte: ein Wort kam aus einer Menschenbrust, und aus ihm klang der Wunsch, sich nähern zu dürfen. Und was zwischen ihnen war, blieb da und bestand darauf, mitzugehen. Dieser junge Mann war Arzt, er brüstete sich bald damit, und er blieb neben Marie, schon vollständig klar über seine Absichten, mit seinem einfachen Schritt und einer gewissen beruflichen Würde, die ihm gestattete, immer ungezwungen zu sein. Er hatte einen Kranken besucht, er wohnte in diesem Viertel, er wollte durch den Luxembourggarten gehen, und da er noch nicht Kaffee getrunken hatte, wollte er ihn in einem nahen Restaurant trinken, wo er zuweilen als Student gewesen war.

„Und wenn Sie mich begleiten wollen, Gnä-

digste, würde Ihnen das nur eine kurze Zeit Ihres Spazierganges rauben. Ich trinke nicht gern allein Kaffee. Beim Kaffee läßt es sich gut plaudern."

Die wenigen Worte hatten Eindruck auf sie gemacht, sie folgte weit beschwingt und gut gesteuert, wie über ihre gegenwärtige Lage hinausgehoben. Er zog sie in ein nahes Café mit, zu einer versteckten Tischecke und setzte sich zuerst hin, um ihr einen Platz neben sich zu lassen. Der Kaffee war gut, sie tranken ihn aus Tassen. Er zog seine Uhr heraus und sagte:

„Es ist erst halb drei, Sie können noch eine Tasse Kaffee trinken." Aber als sie ihren Schleier zurückschob, um zu trinken, und ihr Gesicht von zarter, weicher, geheimnisvoller Blässe plötzlich zum Vorschein kam, war dem Manne, als umströme es ihn wie eine weiche Flut, wie eine heilkräftige Milch, wie das Gefühl einer Wohltat. Er schwieg, wie ein Kind kam er sich vor, das die Dinge anfassen muß, um an sie zu glauben, und er berührte ihre Wange mit dem Finger. Seine Hand zitterte. Er sagte:

„Wir hätten sehr gut bei mir Kaffee trinken können. Warum habe ich nicht daran gedacht? Ich habe eine russische Kaffeemaschine, die ist folgendermaßen: Auf einem Zapfen steht sie und hat zwei gleiche Behälter; in einem derselben wird Wasser durch eine Spiritusflamme erhitzt, die auch zum Apparat gehört. Das Wasser kocht, man dreht das Ganze, löscht die Flamme aus, und das kochende Wasser sickert tropfenweise durch einen Zwischenraum, in den man gemahlenen Kaffee geschüttet hat. Man kann seine Zigarre unterdessen rauchen. Ich nehme Sie mit zu mir. Ich trage kein Bedenken bei Ihnen. Außer Frauen, die mich konsultieren, kommt keine zu mir."

Er kannte die medizinische Wissenschaft und ihre Schlüsse, er drückte sich klar aus, seine Gesten waren abgemessen, alles in ihm sprach von Vernunft; auch hatte man, wenn man ihn begleitete, das Gefühl, daß man keine Dummheit beging. Nach Verlauf einer Stunde verließ er sie, denn er mußte seinem Beruf nachgehen. Beim Abschied sagte er ihr, daß ihn diese erste Unterhaltung interessiert habe und er sie gern fortsetzen würde. Deshalb

würde er in drei Tagen wieder an derselben Stelle im Luxembourggarten sein, an der sie sich heute begegnet wären. Die Wahl der Stunde überlasse er ihr: also halb drei, um eine bestimmte zu nennen.

Die zweite Zusammenkunft war bedeutungsvoll. Zuerst schleppten sich ihre Schritte hin, Schritte, die weiter gingen, weil sie zu gehen begonnen hatten, und wenn einer von ihnen einige Worte sprach, so kamen sie langsam hervor, und der andere fühlte sie schwer, wie Erde, die man aufhebt, wenn man sie umgegraben hat. Und als sie zusammen bei dem jungen Mann anlangten, fürchtete noch immer jeder von ihnen, sich nicht richtig zu benehmen. Der Kaffee kochte, sie wandten ihm ihre ganze Aufmerksamkeit zu und vermochten in dieser Stille kein Wort zu sagen. Sie saßen auf einem großen Kanapee, das da stand. Sie setzten sich anfangs in gemessener Entfernung, aber bald erhob sich der Mann unter allerlei Vorwänden, tat so, als ob er nach der Spiritusflamme sehen müsse, ging ein wenig im Zimmer auf und ab, kam wieder zurück und setzte sich jetzt ein wenig näher heran.

Alle Männer gleichen einander. Er begann

mit der Hand, dann kam die übliche Reihenfolge: er umschlang ihre Hüften, lange Küsse folgten, die abgewehrt wurden, dann wieder begannen und in einem Schwall niedergingen. Er suchte mit seinen Lippen um ihren Mund herum, wählte einen Winkel, und als er dorthin gelangte, machte die Frau eine Bewegung der Verteidigung, und es fiel ihr ein, was sie an dem Tage hätte tun müssen, als sie jemand zum ersten Mal besaß.

„Ach! Ich habe Furcht. Ich hätte nicht mit Ihnen gehen sollen."

Da drückte er sie mit zarterem Ungestüm an sich, wie um sie einzuschläfern, um den Gedanken zu ersticken, bevor sie ihn begriff.

„Ach! Nicht doch, jagen Sie mir doch nicht solche Furcht ein."

Er wand sich hin und her, rückte ihr ganz nah auf den Leib und gewann soviel Terrain, wie nötig war. Er wurde sicherer, fand in sich verborgene Kräfte, sie wehrte sich nicht mehr, und nur als er Maries Röcke faßte und sie aufheben wollte, versuchte sie noch, sich ein letztes Mal dagegen zu stemmen, und rief:

„Ach nein, nicht höher hinauffassen, sonst kann ich mich nicht länger beherrschen.“

Das erste Mal ist immer etwas wie eine Vergewaltigung. Sie hatte nicht einmal ihren Hut abgesetzt, das Kaffeewasser kochte schon lange.

Dann wurden sie wieder ruhig. Der befriedigte Mann machte sich mit den Tassen zu schaffen; und in Marie kam nun ganz das Weib zum Vorschein; ihre blauen Augen waren voll jener Wehmut, die um Trost zu bitten scheint. Wieder wurde es still, und wieder mußte der Kaffee die Situation retten. Dann, um ihre Hände zu beschäftigen, faßten sie sich an die Schultern. War es die Liebe, war es der Abend? Sie hatte nachgegeben, sie gab weiter nach, das Gefühl eines großen süßen Glückes umfing sie, sie wußte nicht, was sie darüber hinaus noch erleben könnte. Er stach sich mit einer Nadel in den Finger, denn er hatte begonnen, ihr die Taille aufzuhaken.

„Ich habe Stacheln,“ sagte sie.

Dann half sie ihm.

Als alles vorüber war, lächelte er sofort.

„Nanu! man könnte meinen, daß dir das Eindruck gemacht hat.“

Sie krümmte sich unter seinen Armen, machte die Augen zu und verschloß sich so gegen seine Worte. Er stand auf und zog sich an.

„Ach! Das ist nichts," sagte er. „Du bist etwas hysterisch." Und er fügte hinzu:

„Du brauchst dich nicht zu beunruhigen. Es ist nicht etwa so schlimm, daß du deswegen ärztlich behandelt werden müßtest."

Ein wenig später war sie bis auf Hut und Schleier fertig angezogen. Sie stand aufrecht da; das Fenster des Zimmers ging auf den Luxembourggarten, auf eine kiesbestreute englische Allee, welche Vorübergehende gleichgültig durchschritten. Marie achtete auf nichts, sie wandte dem Zimmer den Rücken zu, wie eine Frau, die darauf wartet, daß man ihre Schulter berührt, um ihr zu zeigen, daß man da ist. So vergingen gewiß einige Minuten.

„Auf Wiedersehen," sagte Paul, — so hieß er. „Jetzt kennen Sie den Weg zu mir. Außer Dienstags habe ich meine Sprechstunde alle Tage von zwölf bis zwei Uhr. Sie brauchen also keine Angst zu haben, daß ich nicht da bin. Ich kann Sie nicht begleiten, ich muß mich anziehen, man erwartet mich."

Dennoch schloß sie sich für einige Zeit an ihn an. ‚Auserwähltes Gefäß', dachte sie, denn obwohl sie nie fromm gewesen war, hatte sie aus den Gebeten bildmäßige Ausdrücke behalten, die ihr dienen konnten. Sie nannte ihn in Gedanken so seit ihrem ersten Zusammensein. Jede Gebärde erregte ihre Verliebtheit. Ein Mal wünschte sie sich, reich zu sein, um ihm einen Untersuchungsstuhl, den er nicht hatte, zu schenken. Sie feuerte jede Zärtlichkeit an, sie hätte sie gegen ihr Empfinden angefeuert. Wie empfänglich sie für die Liebe war! Sie öffnete sich ihm, sie streckte sich ihm entgegen, sie wand sich unter seinen Küssen, sie jauchzte vor Glück, sie bemühte sich, es deutlich zum Ausdruck zu bringen. Manchmal lachte er, warf zwei belustigte Blicke zu ihr hin, behielt sein Wissen für sich, schien Ursache und Wirkung nur zu gut zu kennen und dachte vielleicht daran, das alles durch seine Medizin mit einem Schlage zunichte zu machen. Vierzehn Tage vergingen.

Sie liebte ihn nicht, wenn er nackt war, sie begriff es sehr schnell. Er hatte eine weiße, von Muskeln geschwellte Haut, einen gepflegten Körper, dem

man die Dusche und das Bad anmerkte, Haare auf den Beinen, er roch nach hygienischen Mitteln, und das wog den schönen Männergeruch nicht auf, den sie hatte kennen lernen wollen. Männer mit Bärten mußten angezogen sein und zwar schwarz. Alles das fiel ihr auf einmal ein, es wurde ihr beim Zusammensein klar.

Wie Adam und Eva sich im Paradiese eines Tages mit Blättern bedeckten und, ihr Gesicht in ihren Händen bergend, die Unschuld ihrer unbedeckten Körper verloren, wurde es Marie Donadieu eines Tages klar, daß etwas in ihnen gesündigt haben mußte, denn sie wandte sich von der Nacktheit des Mannes ab. Sie hätte sich mit einer Hälfte von ihm begnügt. Sie wäre wenigstens gern mit ihm ausgegangen. Er sollte seinen Hut aufsetzen, in seine Krawatte eine Nadel mit rotem Kopf stecken, seinen Stock und helle Handschuhe nehmen. Hätte er ihr so, gut angezogen, auf der Straße den Arm gereicht, würde manche ihnen begegnende Frau denken: ‚Der Mann sieht vornehm und stattlich aus und weiß sich zu bewegen, die Frau hat's gut, sie ist nicht mehr allein auf der Welt.' — Aber sie wagte nicht,

ihm das zu ſagen. Eines Tages deutete ſie ihm an, er möge mit ihr ins Theater gehen. Er wich ihr aus: „Ja, warte einige Tage. Ich werde verſuchen, Billetts zu bekommen.“ Übrigens hätte ſie Raphaels wegen nicht ausgehen können, aber ſie ſtellte dieſen Mann bei jeder Gelegenheit auf die Probe.

Eines Nachmittags, als ſie etwas zu früh gekommen war, befanden ſich noch zwei Perſonen in ſeinem Wartezimmer. Das Sprechzimmer hatte zwei Türen, eine führte in den Korridor, die andere in das Wartezimmer. Aus der erſten ging der Beſucher heraus, aus der zweiten ſteckte der Arzt den Kopf vor und winkte dem Folgenden, einzutreten. Er ſah ſie und bat ſie durch ein Augenblinzeln, ſich zu gedulden. Sie kam erſt in ſein Zimmer, als ſie an der Reihe war, ſie beklagte ſich nicht, ſie wollte keine Szene machen, aber ſie ging nie wieder zu ihm.

* * *

So ſtand es. Sie bezwang ſich nun und litt nicht ſo darunter, wie ſie geglaubt hatte. Gewiß, ſie

bedauerte einen verlorenen Monat, eine Niederlage, aber nach diesem Zwischenfall fühlte sie sich freier und sicherer, denn sie hatte eine Geschichte begonnen und sie zur rechten Zeit zu beenden gewußt. Man muß schwimmen lernen. Darum ist Paris so schön. Man sagt sich: „Nun wohl! Ich weiß nicht, was ich beginnen soll. Es gibt kleine Straßen, wo man weniger Angst hat, es gibt den Boulevard Saint Michel, wo man mehr Gelegenheit findet. Die Männer umgeben uns wie ein Strudel, sie umringen uns: man könnte meinen, daß die Männer sich in den Röcken verfangen. Heute ist es schön. Der Winter ist so mild in diesem Jahr.“ Und man muß Paris kennen! Wenn man bei einem Straßenübergang von einer Schwäche befallen wird, stößt einen Paris mit einem seiner Wagen nieder; nur die Tölpel sind schwach. Wenn man ein wenig Lust auf einen Kuchen bekommt, sofort sieht man welche mit Schlagsahne darauf. Wenn es einem einmal einfällt, an Raphael zu denken, um sechs findet man ihn zu Hause. Abends gibt es Lichter, am Tage Gärten. Wie hell muß Paris im Sommer sein! Es gibt alle Arten von Herren

und darunter solche, die sicher reich sind. Warum sprechen die reichen Herren die kleinen Mädchen nicht an? Hi, hi, hi. Einmal hat mich einer: ‚alte Schraube‘ genannt. In Paris lernt man alle Worte kennen.

Zu vieren bummelten sie dahin, mit schlenkernden Armen, mit dem ganzen Körper gegen die erhitzten, vorwärtsgetriebenen, zahlreichen Passanten des Boulevard stoßend, und plötzlich brach der eine oder der andere von ihnen in Heiterkeit aus, die sich dann der ganzen Reihe mitteilte. Marie sah sie nicht: sie war plötzlich in ihrer Mitte. Die ganze Reihe machte eine Schwenkung, und da Marie sich zwischen den vier Leuten und der Tür eines Cafés befand, dem sie zustrebten, wurde sie von der geschlossenen Kolonne mitgerissen, war von Armen, von Beinen umgeben, von Stimmen, die so laut waren, daß sie sie nicht übertönen konnte, und befand sich schließlich am Fuße einer Treppe, inmitten von Spiegelscheiben, in einem Erdgeschoß, wo runde Holztische und Schemel mit drei Füßen wunderlich und so gar nicht französisch aussahen. Zwei von den Männern lösten sich los, um die Tür, durch die

sie eingetreten waren, zuzuhalten, man setzte sie hin: Bums!

„Sie werden feine Sachen bekommen," sagte der eine.

Sie schüttelte mit dem Kopfe:

„Nein."

„. . . feine Sachen, mit Eis, mit Zitrone, mit Eingemachtem, Früchten, Likören und großen Strohhalmen, um sie zu schlürfen."

Wieder schüttelte sie den Kopf:

„Nein."

Es war ein trotziges Nein, wie das ‚Neiein' eines Kindes.

„. . . Sie, das tut gut und ist nicht sehr stark, und es gibt Champagner, der dringt ins Herz."

„Nein."

„Gingen Sie spazieren?"

„Nein."

„Fräulein, es wird gleich regnen, ich bin so schlau wie Gribouille, ich will lieber trinken, als naß werden."

„Nein."

Man brachte ihr in einem großen Glas ein pfirsichfarbenes Getränk, in das zwei Strohhalme hineingesteckt waren, die eine leise Versuchung waren, wie ein Spiel zwischen Lipp und Kelchesrand. Sie kostete, und bei einem erneuten ‚Nein' entstanden kleine Blasen auf der Oberfläche des Getränks. Ha! ist das komisch! So spielte sie inmitten der vier Männer, die darüber lachten, dann sagte sie:

„Ich bin doch wirklich dreist."

Man fragte sie aus. Sie antwortete:

„Ich bin ein junges Mädchen, ich wohne bei meiner Mutter."

„Also hat Ihre Mutter Ihnen erlaubt, auszugehen?"

„Ach! Mama hat Vertrauen zu mir. Im Gegenteil, sie hat mich noch dazu ermuntert, weil ein junges Mädchen auf trübe Gedanken kommt, wenn es allein ist. Mama gibt Klavierstunden."

„Da spielen Sie wohl sehr gut Klavier?"

„Ach nein, es liegt Mama nichts daran. Sie sagt: ‚Ich habe soviele gesehen, die ein schlechtes Ende genommen haben.'"

Nun war sie ganz vergnügt darüber, daß sie den vereinten Kräften von vier Leuten ein Wort entgegengestellt hatte, das sich Platz zu verschaffen verstand. Wie alle Frauen liebte sie das Gefühl, gesiegt zu haben. Sie wurde durch ein vierfaches Lächeln belohnt, das einen anderen Ausdruck annahm, eine Art Inbrunst, eine Art gläubiger Zuversicht, wie wenn man die Unschuld zu beleidigen fürchtet. Man forderte sie auf, noch etwas zu trinken:

„Ich versichere Ihnen, daß es Ihnen nichts schaden wird."

Es war ein leichtes Getränk, das man einschlürfte wie Luft, das über die Zunge glitt und ein geheimnisvolles Etwas im menschlichen Herzen durchströmte; dann stieg es durch die Adern zum Hirn, erreichte die Vorstellungen der Vernunft, der Gerechtigkeit, des Glücks, und verschmolz dieselben zu einer einzigen hellen Masse, die man in sich wirksam fühlte. Einer von ihnen zahlte nach jeder Bestellung, um öfter zahlen zu können, und da er sich nicht mit Kupfermünzen belasten wollte, ließ er sie in Menge dem bedienenden Kellner. Er sagte:

„Ich habe noch genug," und klimperte in einer seiner Taschen mit Goldstücken. Nach Verlauf einer Stunde gingen seine drei Gefährten fort. Er lächelte ihnen zu. Dann sagte er:

„Ich wohne am Kongo. Dort gibt es nicht wie hier Straßen, Cafés, Frauen, Werkstätten, Bureaus. Wir fahren den Fluß wochenlang hinauf, unsere Flinten sind mit Explosivstoff geladen, unsere Neigungen sind dementsprechend: Ich habe Nilpferde und Elefanten getötet. Man hat mir ein Kind für zwei Frank verkaufen wollen. Drei Tage später hat man es uns zu essen gegeben. Wir wußten nichts davon. Und so habe ich Menschenfleisch gegessen. Man läßt es abhängen, es hat einen Geschmack wie Reh. Fürchten Sie nichts. Die Luft dort unten ist schwer. Das Herz ist schlicht und gerade. Man verliert Europa und das Zartgefühl, man ist ein weißer Mann, man ist eine Rasse, die sich ausdehnt." —

Sie hörte zu und versenkte sich darin mit einer Eindringlichkeit, die sie mit einem Schlage an den Kongo versetzte, der bis dahin für sie nur der Name eines Flusses gewesen war, und den sie sich nun mit

Canoes, Gondeln, Eingeborenen und einer Hängematte vorstellte, wo sie ihren Geliebten im Schatten der Veranda erwarten würde.

Sie trafen sich noch verschiedene Male an demselben Ort. Es war in dem Erdgeschoß eines Cafés im Quartier Latin, einer sogenannten amerikanischen Bar. Man fand dort Gefallen daran, sich Träumereien hinzugeben, am Nachmittag war das Tageslicht so schwach, daß man nicht wußte, woher es drang. Man kam dort hinter eine Art Trinkermathematik, man trank Mischungen und Kombinationen, bewegte sein Glas und seinen Untersatz, und bei ihrem Klirren erwachte man, sprach irgend ein Wort, lachte und begann mit den Gläsern anzuschlagen.

Er sagte:

„Ich bin hierher gekommen, um mich zu amüsieren."

Er hatte vom Kongo vierundzwanzigtausend Franken mitgebracht, und er wollte von Paris für vierundzwanzigtausend Franken Vergnügen haben. Er kaufte orientalische Zigaretten, Manschettenknöpfe, Krawattennadeln, Revolver, Bonbons, illustrierte Zeitungen. Es tat ihm wohl zu lachen,

und alles brachte ihn zum Lachen: ein Glas, das man ihm hinstellte, ein Herr, der vorbeiging, die Ankunft eines neuen Gastes, ein Faustschlag in den Rücken, ein unerwartetes Wort. Marie begriff, was Vergnügen heißt. Und er sagte wieder:

„Bleiben Sie doch bei uns, wir werden hier essen, werden dann einen Wagen nehmen und in ein Variété fahren, und wenn das zu Ende ist, werden wir uns die ganze Nacht an Orten umhertreiben, die Sie nicht kennen."

Aber sie wußte, daß es vor allem ein Vergnügen gibt. Bereitwillig bot sie es ihm an. Er wohnte ganz in der Nähe, aber trotzdem bestiegen sie einen Wagen. In dem Zimmer stand ein langer Tisch, dicht vor dem Fenster, und darauf lagen Streitäxte, Federhalter, einige Nummern vom ‚Traité de l'Art de l'Ingénieur', kleine Erzstücke, eine Schachtel Briefpapier wirr durcheinander und bildeten eine barbarische Unordnung, die von Rast, tätigem Leben und Gesundheit erzählte. Er öffnete eine Schublade, entnahm ihr ein Papier, faltete es zusammen.

„Nehmen Sie," sagte er.

Sie hielt es mit schlaffen Fingern, wie Frauen, die zeigen wollen, daß man sie zum Nehmen zwingt. Es war ein Fünfhundert Francs-Schein; sie machte ihn auf, sah, was es war, fand es ganz natürlich, wie noch ein Glas, das man trinkt, wie ein Blatt, das im Frühling sprießt, wie einen Kuß, den man noch zur Liebe hinzufügt.

„Ich muß Ihnen einen Kuß geben," sagte sie.

Er antwortete:

„Dafür können Sie sich ein Paar Strumpfbänder kaufen."

Dann waren sie eine halbe Stunde beisammen, die wundervoll war, die sie berauschte, und die das Verlangen in ihnen erweckte, das Quartier Latin zu verlassen und in einem Wagen nach einem der großen Boulevard-Cafés zu fahren.

Sie verließ ihn um fünf Uhr. Der erste Eindruck, den der Fünfhundert Francs-Schein auf sie machte, war der, daß sie ihn unter ihrem Hemd, auf ihrem Busen, wie ein Stück ihrer Haut fühlte, und die erste Regung, vor einem Möbelgeschäft stehen zu bleiben, nichts schön genug zu finden und von einem großen Bett, mitten in einem Schlafzimmer

mit blaßblau seidenen Sesseln zu träumen. Einige Schritte weiter stellte sie sich vor einem Juwelierladen auf, betrachtete eine Halskette für sechshundert Franken und fragte sich, ob man nicht vielleicht den Preis auf fünfhundert Franken ermäßigen würde, wenn sie sogleich bezahlte. Beinahe hätte sie sich ein Pfund gebrannte Mandeln gekauft. Ein Mann folgte ihr, sie floh, sie fürchtete, daß er nach ihrem Gelde trachtete. Sie kam nach Hause und erinnerte sich an Raphael: wahrhaftig, sie hatte ihn für zwei oder drei Stunden ganz vergessen. Aber wo konnte sie das Geld am besten verstecken? In ihrem Nachttisch war ein Querbrett. Also den Schein zusammenfalten und ihn in die Lücke schieben, die sich zwischen dem Brett und der Wand befindet. Sie tat es, dachte jedoch bald, daß Raphael ihn dort entdecken könnte. Er würde dann glauben, daß ein Mieter den Schein da vergessen habe und in einer Regung von Ehrlichkeit die Wirtin benachrichtigen und ihr das Geld zurückgeben. Sie fand ein besseres und einfacheres Versteck; sie wickelte ihn in ihr Taschentuch und legte dies zwischen die schmutzige Wäsche.

So führte sie ein Doppelleben. Sie hatte Raphael und kannte ihn, wie man seine Hände kennt, wie man seine Füße kennt, und ahnte nicht einmal, daß er ihren Weg vorzeichnete. Aber der andere hatte einen fast adeligen Namen und hieß Maurice Delavallée. Und er brachte für sie alle Arten von Vergnügungen mit sich: wie zum Beispiel die Spazierfahrten an den Nachmittagen, eine Freude, wie sie Kinder an schulfreien Tagen empfinden. Und an seiner Seite konnte man an den Kongo denken, konnte man sich während einer langen Reisedauer auf dem Ozean schaukeln und endlich am Fuße der ersten Gipfel einer fremden Welt landen. Sie erinnerte sich an ‚Onkel Toms Hütte', über die sie als Kind eines Tages geweint hatte, und freute sich in dem Gedanken, daß sie mindestens dreißig Sklaven haben würde. Und alles das ließ sie wieder vom ‚Ideal' träumen.

Einige Tage später machte sie sich ihr Paket für die Wäscherin zurecht, ging damit zur Tür hinaus und die Treppe hinunter. Ein Paket ist immer unbequem zu tragen, sie hatte drei Stützpunkte für dasselbe: den ersten bildete der Vorderarm, den

zweiten der Hüftknochen, und der dritte, mit dem sie das Ganze stützte und vorwärts stieß, befand sich oberhalb des Kniees. So ging sie dahin und beobachtete aufmerksam ihre Bürde, überlegte sich, wie schwer die Hemden, die Beinkleider und Taschentücher waren. Da fiel ihr der Fünfhundert Francs-Schein ein, den sie in der schmutzigen Wäsche versteckt hatte und eben jetzt zur Wäscherin trug. Sie nahm sich nicht einmal Zeit, wieder hinauf zu gehen. Sie machte das Bündel auf, wühlte darin umher, fand, was sie suchte, band die Wäsche wieder zusammen und fühlte sich für die Zukunft wirklich bedrückt. Sie hatte ein schlechtes Gedächtnis, nicht viel Ordnungssinn, und vergaß sie es einmal, war sie der Wäscherin preisgegeben; jetzt hatte sie genug davon. Sie wußte ja auch gar nicht, was sie mit dem Geld anfangen sollte, und da sie sich als Gefangene von Fünfhundert-Francs-Wünschen fühlte, ärgerte sie sich über Raphael, weil er nichts erriet, nichts verstand und als schwerfälliger Mann nur ein Hemmnis für all ihr Begehren war.

Nach Tisch nahm sie ein Kuvert, legte den Schein hinein und versiegelte es. Sie ging fort,

die Rue Vavin entlang, am Gitter des Luxembourgparkes vorbei und entdeckte an einer der Türen einen Krüppel. Er lag auf einer Kiste, die auf großen Rädern ruhte, und hatte einen dichten strohblonden Bart und Augen, die durch sein Gewerbe stumpf geworden waren. Sie ging geraden Wegs auf ihn zu, streckte ihm das Kuvert entgegen und drückte es ihm in die Hand. Er sagte:

„Was ist darin?“

Sie antwortete nicht und machte sich aus dem Staube.

„Holla, kleines Fräulein. Was ist darin?“

Sie wandte den Kopf ein wenig nach ihm zurück. Er glaubte an einen Scherz und wagte das Kuvert nicht zu zerreißen. Sie bog in die erste Straße links ein, sie hatte große Furcht, daß er ihr nacheilen würde. — — —

Endlich mußte Maurice nach dem Kongo zurückkehren. Der letzte Abend war kurz, sie hatten nur noch zwei Stunden für sich. Zunächst benutzte er sie, um zu trinken; er ließ sich noch einmal alle seine Lieblingsgetränke bringen. Die letzte

Viertelstunde sollte der Abschluß des Ganzen sein: beide waren animiert, sein Zimmer war ganz in der Nähe, es war, als ob man sich vor dem Abschied die Hand schüttelte. Sie waren zwei gute Kameraden gewesen. „Auf Wiedersehen, treue Seele," sagte er zu ihr. „In drei Jahren! Ich bringe dir einen Elefantenzahn mit. Verheirate dich nicht. Bleibe bei deiner Mutter. Das ist noch immer das Beste."

Marie aber wurde durch diese Viertelstunde des Abschieds, diesen Hinweis auf ihre Mutter an drei Monate Lüge erinnert. Die Frauen legen soviel Zärtlichkeit in ihre Beziehungen, daß ihnen alles gut und gerechtfertigt erscheint, was sie tun, und sie schieben dem die Lüge zu, der die Ursache ihrer Lügen war. Und nun erinnerte sie sich an alles; daß sie keine Geschenke hätte annehmen können, daß ihre Zusammenkünfte leicht zu bewerkstelligen waren und durch einen jener Pariser Nachmittage, die fünfhundert Franken einbringen können, nicht aufgewogen wurden, daß er sie nie aufgefordert hatte, ihn nach dem Kongo zu begleiten, daß sie auf der Reise dorthin gewiß seekrank gewor-

den wäre, daß sie ein ganz kleines Mädchen sei, und er nicht verstanden hatte, mit ihr zu spielen, daß das Leben so langweilig sei, daß sie in einer Zeitung das Bild eines Dichters gesehen habe, das Raphael glich. Sie war sehr unglücklich, weil sie ein so geplagtes Wesen war.

* * *

Die Folgen dieser Stimmung ließen nicht auf sich warten. Nachdem sie seit langer Zeit von der Versuchung bedrängt und für den Zufall reif geworden war, begegnete sie ihm einige Male vor seiner Tür, auf der Treppe des Hotels und betrachtete ihn mit der Sicherheit eines Menschen, der abzuwägen versteht. Er wohnte auf demselben Flur. Bald begann zwischen ihnen das alte Spiel: die Tür, die sich öffnet, wenn man die Nachbarin gehen hört, der Kopf, der sich zwischen die Türspalte steckt, und das erste Wort, das nur dann Bedeutung hat, wenn man sich schon vorher verständigt hat. Und auf dieses erste Wort folgte von ihrer Seite die erste Antwort, und so schritt sie furchtlos einem andern Mann entgegen, wie Kinder von vierzehn Mo-

naten keine Angst haben, allein zu laufen, weil sie wissen, daß sich ihnen im letzten Augenblick Arme entgegenstrecken werden.

Er mochte wohl nicht viel älter als zwanzig Jahre sein. Seine Augen waren feurig, sein ganzes Gesicht war es. Er hatte zusammengepreßte Kinnbacken, und seine Oberlippe erweckte die Vorstellung, als ob sie etwas zurückhalten und verbergen wolle, etwa eine Leidenschaft oder Mund und Zunge. Er verstand es, mit den Frauen umzugehen: alle Organe seines Körpers spielten dabei eine Rolle. Er glitt über sie hin von dem Mund bis zu den Füßen, und noch ehe sie nackt waren, suchte er ein Fleckchen ihrer Haut, das seinen Gaumen erreichen konnte. Er hatte Feuer und war Feinschmecker. Von ihm lernte Marie so mancherlei. Er liebte die Stelle, wo das Weib Weib ist, er legte sie hin, zog sie an sich, je nach der Lage, studierte sie, genoß sie und vergötterte sie. Mit dem Rande seiner Lippen, mit einem Eckchen seiner Zähne, mit der Spitze seiner Zunge hatte er sein Königreich begründet, und dann ließ seine Gier nach, und er schwamm in einem ruhigen Glück.

Dann wieder wandte er sie um, glitt mit den Händen an ihrem ganzen Körper entlang, berauschte sich an ihren Formen, drückte sie, preßte sie gierig, strich über sie hin, biß sie und nahm dann mit einer solchen Heftigkeit von ihr Besitz, daß sie wie ein Paar zu Zeiten der Urgeschichte schienen, das eine ganze Rasse zu zeugen hatte. So spielte es sich ab. Dann gab er sie frei, sie war wie zerbrochen in den Gelenken, unempfindlich für alles, was er ihr nicht gegeben hatte, und durch das Mark ihrer Knochen spürte sie den trägen Strom, auf dem die Erinnerungen schwammen, noch langsamer rinnen.

Sie verkehrte mit ihm während des ganzen Sommers. Er war auch Student. Des Morgens zog sie einen Schlafrock an, und ohne Korsett, schon frei und bereit, richtete sie das Mittagbrot an und wartete, bis es zwei Uhr war. Sie öffnete hinter Raphael die Tür, um besser den sich entfernenden Schritt zu hören, und an der Tür des Zimmers überlegte sie sich noch einmal, ob er auch nichts vergessen habe: das Taschentuch, das Portemonnaie, die Mappe; sie dachte an das Abbürsten, das er gewöhnlich im

Augenblick des Fortgehens besorgte, und wenn sie sicher war, daß er nichts vergessen hatte, gab sie nach ihrer Gewohnheit drei leichte Schläge an des Nachbarn Tür, die lustig klangen.

Sie streifte im Sommer nicht durch Paris. Was hätte sie draußen vom Luxembourgpark bis zur Seine, wo die Menschen sich ansammelten, um das schöne Wetter zu genießen, finden sollen, wenn nicht immer wieder ihren Körper, ihre Hüften, ihren Trieb, dessen sie nicht mehr Herr war, und den sie besser zu dem trug, der seine ganze Gewalt zu erfassen mochte.

Drittes Kapitel

So verfloß die Zeit, und ein Jahr Paris hatte ihre Liebessehnsucht gesteigert. Auch der Frühling war bedeutungsvoll und durchströmte jedes lebende Ding und ließ alle Kräfte schwellen. Nun spürt man frische Säfte, eine innere Glut und den einzigen Drang, diese in sich wachsen und von sich ausströmen zu lassen. So kam Juli heran, und nach der ersten Hälfte des Monats mußte Raphael, der das erste Studienjahr beendet hatte, nach Hause fahren, um die drei Ferienmonate bei seiner Familie zu verbringen und seinem Vater bei den Bauarbeiten zu helfen. Er hätte hundert Frank nötig gehabt, damit Marie einige Einkäufe, die die Abreise einer Frau erforderlich macht, besorgen konnte, ehe sie zu Basile unter dem Vorwande zurückkehrte, daß Frau Crouzat bei einer Schwester die Sommermonate verbringen wollte.

Anfangs sollte sie nur acht Tage allein bleiben, die Frist, die sich Raphael ausbedungen hatte, um bei einem Bau vier falsche Arbeitsscheine auszustellen und sich so vier Ablöhnungen zu sichern. Er sagte: „Einer heißt Bourdon, einer Donadieu, einer Couvert, einer Bousset. Alle müssen sie herhalten.“ Marie lachte: „Ich bin vier Arbeiter, ich bin vier Arbeiter.“ Und sogar die bevorstehende Trennung stimmte sie heiter, weil dadurch ihr Roman interessanter wurde.

Am Tage darauf war sie ein wenig ernster und regelte ihre Angelegenheiten. Seit zwei Monaten hatte ihr Basile nicht geschrieben. Anfangs hatte ihr das Sorge gemacht, und sie hatte ihm deshalb einen Brief geschrieben; als auch dieser ohne Antwort geblieben war, kehrte sie sich nicht mehr daran, da sie in einem Alter war, in dem man keine Dankbarkeit fühlt. Aber jetzt, wo es darauf ankam, wo ihr keine Wahl blieb, fand sie einen Grund, wieder zu schreiben, und sie erzählte ihrem Großvater alles Mögliche, selbst Dinge, die nicht existierten.

‚Lieber Großvater und liebe Großmutter.

Ich schreibe Euch, Ihr wißt wohl, daß ich mich

nicht verändert habe. Es ist schon sehr lange her, daß ich Euch nicht geschrieben habe, mir aber erscheint es noch länger. Weshalb habt Ihr mir nicht geantwortet? Ich weiß es nicht, ich bin ganz allein in Paris und niemand kann es mir sagen. Ich habe Zeitungen gelesen, um es zu erfahren und doch habe ich nichts erfahren. Man findet hier alle Zeitungen Lyons. Lieber Großvater, Du schreibst doch so flink. Erinnerst Du Dich, daß Du mir einmal sagtest, daß die Worte Dir aus der Feder flössen! Also darum schreibe mir, Großvater. Ich habe Dir nichts getan. Oh, ich weiß, es wäre Dir lieber, daß ich mich nach Dir sehnte und zu Dir zurückkehrte. Nun, wenn ich Dir heute schreibe, geschieht es, weil ich Dir mitteilen will, daß ich bald zu Euch kommen werde. Frau Crouzat wird die Sommermonate bei einer Verwandten verbringen, und da sie dort nicht mehr allein ist, will ich nach Hause kommen. Also erwartet mich. Ach! Du wirst sehen, wie ich mich fein anziehen werde, um Dir Ehre zu machen. Ich habe ein blaues Kleid und einen Hut mit Mohn, das wird in Paris getragen. Und ich werde mich sehr gerade halten, und Du

wirst mich sehen und sagen: ‚Ach, wenn sie so gut von dort zurückkommt, muß sie wieder hin.‘ Und sage doch Großmutter, sie möchte mir Leinewand zu Hemden kaufen. Ich werde sie mir selber machen, weil ich jetzt nähen kann. Ich gebe ihr das Geld wieder. Ich habe Ersparnisse gemacht, Großvater, und ich gebe sie Dir. Du kaufst Dir dafür, was Du willst: etwas zu essen, Wein, Schnaps, Du nimmst ein Dienstmädchen, damit sie Großmutter hilft. Und wenn Du recht artig bist und mir nett antwortest, bringe ich Dir einen Spazierstock mit. Man hat jetzt schwarze, aus Ebenholz, und da wirst Du fein aussehen, wenn Du mit mir spazieren gehst; und Großmutter bringe ich einen Sonnenschirm mit, für ihre Haut, für die Haut ihrer Wangen, auf die ich Euch beide herzlich küsse.

Marie.‘

Armer Alter! Wirklich, sie hätte ihm etwas Gutes antun mögen. Aber sie hatte nichts gespart, und es ist sehr traurig, wenn man gezwungen ist zu lügen. Darum hätte sie gewünscht, daß ihre Großmutter ihr zur Buße grobe Leinewand kaufte, die der Haut weh tut.

Dann traf sie ihre Anordnungen für die nächsten acht Tage. Gegen sechs Uhr sollte Jean Bousset zu ihr kommen. Raphael hatte gesagt: „Alter, sie wird acht oder vierzehn Tage hierbleiben. Ich überlasse sie dir. Iß doch Abendbrot bei ihr, sie wird für dich kochen. Ob du nun da oder im Restaurant ißt . . . Und dann weißt du, ist sie keine von den Frauen, die dir alle Tage dasselbe vorleiern.“ Sie hatte keine Empfindung dabei, sie wußte nur, daß sie ihre acht Tage hier ausharren mußte.

Am ersten Abend sagte sie:

„Mein Schatz ist fort.“

Jean antwortete:

„Ich habe nie mit andern leben können. Ich weiß nicht, welchen Teil von mir ich ihnen geben soll, ich habe immer Lust, ihnen den besten zu geben. Ich glaube, daß die Reichen gerade das Gegenteil tun. Etwas in mir lebt das Leben der andern, und das kann ich nicht meistern. Sie sind sehr unschuldig. Ich werde meine Abende mit Ihnen verbringen, und wenn Sie ein sehr einfaches Gemüt haben, werde ich es vielleicht nicht merken, daß ich meine Abende nicht mit mir allein verlebe.“

Sie war ganz beschämt und sagte:

„Sie werden sich sehr langweilen.“

Sie betrachtete die Spitze eines Fingers, dann die Spitze aller andern, weil sie nicht sehr gut gepflegt waren. Plötzlich ließ sie davon ab, richtete ihre Blicke auf Jean und sagte:

„Man muß alles geben. Ich habe alles gegeben.“

Sie lachten alle beide. Nun rief sie:

„Übrigens ist das gar nicht wahr. Es ist mir noch etwas geblieben.“

Jean verstand es nicht, sich zu beherrschen; wenn irgend ein Gefühl in ihm erstand, so ließ er ihm freien Lauf und ging ihm geraden Wegs nach. Er sagte noch:

„Ich kenne Sie, und diejenigen, die Sie nicht kennen, würden glauben, es sei nicht wahr, daß Sie unschuldig sind. Ich aber sage Ihnen, daß Sie wie ein Kind sind. Sie kennen die Kinder mit ihren Füßchen und ihren Locken; auch ihre Füßchen sehen aus, als ob sie im Wind dahinflattern. Sehen Sie, die Frau ist ein Kind: das Unglück ist, daß sie über Mittel verfügt, über die nur reifere Wesen ver-

fügen sollten. Zwischen eurem Leibe und eurem Kopfe ist nicht das richtige Verhältnis. Die Männer wollen es nicht verstehen, sonst würden sie uns nicht von euren Sünden erzählen. Ich weiß nicht, ob Sie hübsch sind, aber an Ihnen ist mehr als nur Schönheit. In Ihren Zügen ist nichts von Verderbtheit, denn der ganze Ausdruck Ihres Gesichts liegt in Ihrem Mund. Sie sind von Natur aus sehr einfach und sehr gut, vielleicht ein wenig genäschig. Aber Ihre Augen beschäftigen mich. Ich habe schon viel Augen in meinem Leben gesehen, deshalb werde ich mich Ihnen verständlich machen können. Ich kenne einen Hilfslehrer, der Mathematiker ist, ich bin sicher, daß sein Blick einige Augenblicke zögert, bevor er sich auf etwas richtet. Es ist lächerlich, und was ich sagen werde, wird vielleicht gesucht erscheinen, aber es kam mir immer so vor, als ob sein Blick Formeln enthielte. Ich kenne einen sehr guten Menschen. Seine Augen, ich nenne sie Moosaugen, empfangen ebenso viel, als sie geben können. Einmal sprach ich mit ihm und betrachtete dabei seine Augen. Wissen Sie, Marie, da sah ich etwas sehr Klares und ein wenig Schüchternes, das mich

an Schamhaftigkeit denken ließ. Dann hatte er einen langsamen Augenaufschlag, der ihm sicher wohl tat und seinen Augen Ruhe gab, einen Augenaufschlag, den ich mit ‚nachdenklich' bezeichnen möchte, und der mich, ich weiß noch immer nicht warum, lehrte, daß eine gute Tat die ist, die auf den Urheber zurückfällt. Bei Ihren Augen weiß man nicht, ob sie betrachten, oder ob sie betrachtet werden. Sie sind den Dingen viel näher, als wir andern, Sie haben eine Art sie einzuschlürfen. Sie kennen die Ruhe nicht. Es ist erstaunlich: Sie zucken fast nie mit den Wimpern. Um es Ihnen durch ein Gegenbeispiel klar zu machen: Die Augen, die den Ihren entgegengesetzt sind, sind Augen, deren Iris tief und sanft ist, als ob man sich darin baden müßte. Vielleicht empfangen Sie viel von dem, den Sie lieben, aber ich glaube eher, daß Sie ihm geben. Etwas läßt mich vermuten, daß Sie die Fülle des Lebens nicht kennen. Ihr Blick ist nach oben gerichtet. Es wird wie ein Kompliment klingen: ganz selbstverständlich schauen Sie zum Himmel hinauf. Sie müssen viel Temperament besitzen. Denken Sie an das, was ich Ihnen zu Beginn

sagte: ich finde keine Sünde in Ihnen. Wissen Sie, was das Böse ist? Das Gute ist alles, was man tut, das Böse alles, was man hätte tun können."

Anfangs war sie erstaunt, sie, die vieles von dem, was sie hätte sagen können, für sich behielt. Dann hörte sie weiter zu, nicht als ob sie Marie gewesen wäre, sondern mit einem viel umfassenderen Gefühl und einer Regung, die die Worte aufnahm und im Innern bewahrte. Und das erfüllte sie so sehr, daß sie jetzt kein Erstaunen mehr empfand. Sie sagte:

„Oh, wie Sie zu sprechen verstehen. Mir scheint es, als ob ich Sie schon immer gekannt hätte."

Er antwortete:

„Ich bin Ihr Freund, sonst hätten Sie mich nicht angehört. Als ich in das Zimmer trat, wußte ich es noch nicht. Nehmen Sie sich wohl in acht, daß es für Sie nicht verhängnisvoll werde, mir zuhören zu können! Meine Freunde gewinne ich mit einem Blick. Es gibt zwei Arten von Menschen: solche, die mir zuhören, und solche, die mir nicht zuhören. Ich muß wohl ein wenig einfältig sein."

Darauf sagte sie etwas, was man nicht erwartet hätte:

„Ja, Sie sind ein Barometer."

Nun folgte ein natürliches Stocken der Unterhaltung, der Augenblick, wo man sie im Geiste noch einmal durchgeht und sie nach seiner Art weiter ausspinnt. Sie speisten zusammen, einer saß rechts, der andere links von der Lampe, deren Licht ein Schweigen ausströmte, in das sie sich aufmerksam versenkten. Ein wenig später, als Marie den Tisch abgedeckt und Kaffee in die Tassen gegossen hatte, brachte sie das Ergebnis ihrer Überlegung vor:

„Übrigens ist es gar nicht wahr, daß ich eine Unschuldige bin. Sie sind es. Sie sind ein kleines Mädchen . . . mein kleines Mädchen . . . "

Und sie strich ihm mit der Hand über das Haar, wie um es zu glätten. Ganz oben lag eine blonde Strähne, die sich eigenwillig von der Menge losgelöst hatte. Sie scherzte:

„Ach! Du Schlimme! Wieder hast du das Band abgestreift, das ich dir umgebunden hatte. Kannst du denn nicht stille halten? Warte ein wenig . . ."

Sie nahm ein blaues Band, schlang es ihm ins Haar und machte eine doppelte Schleife. Sie nahm noch ein anderes, befestigte es auf der Seite und ließ die Enden bis zum Ohr herabhängen. Sie lachte sehr, dann sagte sie:

„Das kleidet Sie gut. Man könnte glauben, daß Sie sie immer tragen."

In der Tat trug er sie mit Selbstverständlichkeit, er spielte sehr natürlich. Nun waren vier blaue Dinge an ihm zu sehen, die zwei blauen Schleifen und seine beiden Augen. Und als er lächelte, glichen sich die vier Dinge.

Sie sagte:

„Erzählen Sie mir noch Geschichten."

Jean sagte:

„Ich kenne eine, die sehr schmerzlich ist. Sie wissen nichts von manchen Torheiten, die sich von den Vätern auf die Söhne vererben. Die Torheit der Meinigen ist die, daß sie es nie verstanden haben, ihre Götzen des Goldes zu entkleiden. Meine Geschichte ist sonderbar. Aber ihr Geist lastet noch auf mir, und ich frage mich, welches Geschehnis, welches Abenteuer ihn verscheuchen könnte.

Es gibt so viele Dinge, deren ich noch nicht Herr werden kann. Eines Tages, als mein Vater zehn Jahre alt war und bei seiner armen Mutter lebte, kam ein Onkel zu ihnen zu Besuch. Das war ein Fest: meine Großmutter wollte eine Flasche Wein zum besten geben. Vater ging sie holen. Er war ein Sohn armer Leute, ein Leben ohne Hoffnung und ohne Freude lag vor ihm; er aber hatte es sich in den Kopf gesetzt, vom Leben seinen Teil zu erhalten. Er kam zurück. Man hatte ihm die Flasche gefüllt, er hatte sie genommen und sich mit ihr auf den Heimweg gemacht. Die Mutter nahm ihm die Flasche aus den Händen, sah sie, betrachtete sie genauer und merkte sofort, daß man sie ihm nicht ganz gefüllt hatte. Sie war vierzig Jahre alt und hatte vom Leben so viel Bitternis erfahren, daß sie gewöhnt war, sie hinter allem zu suchen. Sie sagte: ‚Wie, sie haben dir die Flasche nicht voll gefüllt!‘ Und nun beachten Sie, daß es sich für meinen Vater nicht darum handelte, in das Geschäft zurück zu kehren und von dem Kaufmann Rechenschaft zu fordern. Die Armen sehen alles, erkennen das Unrecht, das man ihnen zufügt, bilden sich ein Ur-

teil darüber, aber wehren sich nicht dagegen. Er antwortete: ‚Ja, es fehlt Wein! Aber ich selber habe ihn getrunken.‘ Verstehen Sie, Marie? Dieses Kind war so gut, so dumm und gutmütig, daß die Schlechtigkeit der Welt nur durch seine Schuld vorhanden sein konnte, und er es vorzog, sein Ideal zu retten um den Preis einer Lüge.“

Erst sagte Marie gar nichts. Dann meinte sie:

„Das Herz meines kleinen Jean Bousset! . . .“

Dieses Wort war das Ergebnis ihres ersten Beisammenseins, aber es folgten noch andere.

Am nächsten Tage begab sich die Geschichte mit ihren Händen. Vor allen Dingen braucht man sie, um zu essen, aber wenn man gegessen hat, sind die Hände überflüssig, und es gibt Leute, die sie in die Taschen stecken. Da geschah es, daß Jeans und Maries Hände sich fanden.

Sie sagte:

„Sehen Sie, es ist bequem. Sie strecken Ihre Finger aus, spreizen sie, und zwischen ihnen ist dann Platz für alle die meinen. Ich freue mich, daß Platz zwischen den Fingern ist. Und ich freue mich auch, daß ein kleiner Mann und seine kleine Frau

nichts mehr in die Hände nehmen können, wenn sie sich so halten. Gott hat es so gewollt. Die Hand ist dazu geschaffen, zu zweien zu sein."

So hielten sie sich, und sie mußten ihr Stühle näher aneinander rücken. Sie neigten sich ein wenig vor, als ob sie auf derselben Bank säßen, und in einer Stellung, die sie nachdenklich stimmte. Die Frauen äußern gern ein Bedenken, um den Mann zum sofortigen Widerspruch zu zwingen. Sie sagte:

„Ich beraube Sie Ihrer Freunde. Sie verbringen alle Ihre Abende mit mir."

Er wandte sich ihr ein wenig zu und sah ihr voll ins Gesicht, dann antwortete er:

„Nicht doch. Das ist die Macht der Frau. Sie ist nun einmal unser ganzes Leben."

In den nächsten Tagen gab es ein enges Beisammensein von Mann und Frau. Sie ging nachmittags nicht aus, denn es blieben ihr nur noch acht Tage, und obgleich sie Abenteuer von kurzer Dauer gehabt, hatte ein Aufwallen ihrer Seele diese ihren Augen wie eine Hoffnung erscheinen lassen. Und wenn sie auch ohne weiteres ein Glück an-

genommen hätte, von dem sie wußte, daß sie es nicht für ihr ganzes Leben bewahren konnte, hielt sie wieder ein Gefühl, das sie ‚ideal' nannte, von acht Tagen Sinnenlust zurück. Und dann erlosch die erste Leidenschaft, die sie und ihr Herz überrumpelt hatte . . . Nun erwartete sie Jean Bousset. Wir sind Wandernaturen, und jene, denen es nicht gegeben ist, Bergketten und das Strömen großer Gewässer kennen zu lernen, durchwandern wohl an einem traulichen Abend irgend einen Menschen und vollführen das, was man so richtig eine innere Reise nennt.

Da sie nicht immer sprachen, kam eine Stunde, wo sie an ihren Schultern Gefallen fanden. Es war fast wie eine Entdeckung, und Maries bewegten sich sanft und schmiegten sich in den Arm, den Jean um sie schlang. Sie waren zu zweien, folgten sich wie zwei Wellen und wiegten einen in einem unbekannten Glücksstrom. Beide kamen einander entgegen.

Jean sagte:

„Ich lehne meinen Kopf an Ihre Schulter. Gott ist gütig. Ich fühle alles. Die Lampe ist da und

das Schweigen. Hier ist mein Platz. Mein Platz ist groß, mein Platz ist klar, wie der große Marktplatz eines Dorfes, an dem man vorbeigeht. Sie erheben den Arm, und ich lasse meinen Kopf sinken, und ich lehne ihn an Sie, und ich breite ihn im Schatten aus. Ich will schweigen, damit sich meine Gedanken erheben. Ich fühle sie schon, wie sie sich gleich Blasen erheben und in meinen Schläfen platzen. In meinem Herzen ist eine Küche, ich höre, wie es kocht."

Sie neigte den Kopf und antwortete:

„Dein Kopf und mein Kopf, das sind zwei Herzen."

Sie sagten auch:

„Wir wollen uns fünf Minuten du sagen."

Jean sah auf seine Uhr.

„Ach, ich möchte lieber nichts sagen, um desto mehr daran zu denken."

Dann hauchte er:

„Du."

Und sie antwortete:

„Du."

Was nun folgte, war sehr natürlich. Abend für Abend kam die Zeit herab, wohnte ihren

Spielen bei, bewegte um ihre Stirnen Minuten, die ein Flügelschlag zu schaukeln schien. Das Zimmer war dicht wie das Herz der Welt, wie das Innerste, welches das Leben empfängt und es mit einem Schlag bis zu den Grenzen des Himmels und des Schweigens erhebt. Mit einem Augenaufschlag hob Marie alles zur Höhe hinauf.

Jean sagte:

„Ich weiß, was in Ihnen vorgeht. Wie die Frau das Leben ihres Kindes spürt, fühle ich die innere Wahrheit und den geheimen Wunsch Ihrer Brust, die sich beim Atmen hebt und senkt. Ich weiß um Ihr Blut, und ich verstehe Ihr Herz. Sie neigen den Kopf, Sie tun nichts, was mich nicht erreicht, und wir gleichen Zwillingsschwestern, die von ihrer Amme in derselben Wiege geschaukelt werden. Ich folge Ihnen, und ich kenne Sie. Das ist Ihre Schulter, und vielleicht genügt mein Gedanke, um sie in die Biegung meines Armes zu schmiegen."

Sie hörte das, lebte neben einem Manne und fand das heraus, was sie herausfinden konnte. Sie verstand nicht, sich für eine Spanne Zeit

zufrieden zu geben, eine Empfindung für sich selbst zu fühlen und sich zu sagen: ‚Es ist so schön, daß ich hier verweilen werde.‘ Übrigens war auch ihr Leben ein anderes, es war das Leben einer Frau, das ein Ziel erreichen will. Sie ließ einen Seufzer hören, von einer Armbewegung empfing sie einen Druck, von der Nähe eines Mannes ging eine eigene Wärme auf sie über, die sich dem Spiel ihres Blutes mitteilte und es heftig durch ihren Körper trieb. Sie kannte den Mann und seinen Besitz, sie erträumte davon Kraft und hoffte noch auf seltsame Mysterien, zwischen denen ihre Seele hin und herflatterte wie ein gefangenes Vögelchen. Einen Hauch auf ihre Wange, eine Hand auf ihrer Schulter, dreiviertel von dem Gesicht eines Mannes, das sie sah, wenn sie die Blicke niederschlug, das Gewicht eines Körpers und seine Gegenwart, alles das nahm sie auf, ordnete es in ihrem Kopfe, beseelte es nach ihrem Bilde, formte ihr Leben darnach, erhitzte ihre Phantasie daran, träumte davon, dachte darüber nach und erwärmte es in ihrer Brust. Dann schien es ihr, als ob sie gerade dem Augenblick ihres Schicksals beiwohnte, wo alles

was sie erwartete, ihr ans Herz ging, wo jedes ihrer in Wallung gebrachten Organe die letzte Wahrheit fühlte, sich in sie mischte und ihrem Strom öffnete. Sie fühlte schon die Wärme davon. Sie konnte sie nicht mehr bändigen, und mit einem wunderlichen, erregten, zerschlagenen Gefühl wohnte sie dem Durchgang einer inneren Flamme durch ihren Körper bei, die die Elemente in Mengen auflöste und ihr den Geschmack von Blut in den Mund brachte. Jean sagte noch:

„Es war mir immer darum zu tun, Menschen kennen zu lernen. Ich habe sie achten gelernt und in jedes meiner Gefühle mischt sich eine Art Bewunderung und Schüchternheit. Ich bin ein wenig geschwätzig, ich streiche um sie herum. Habe ich Ihnen das nicht einmal erzählt? Ich bin ein armer Kerl. Ich muß an die begangenen Irrtümer denken, wie diejenigen, die darunter gelitten haben, wie die zahllosen Menschen, die man im ganzen und mit einem Blick beurteilt."

* * *

Eines Abends ging Jean wie gewöhnlich fort. Er ging die Treppe hinunter, die Haustür wurde ihm geöffnet, er schloß sie. In dem Augenblick, in dem die Tür zuschlug, richtete sich Marie auf. Eine andere Idee beschäftigte sie noch, und ihre Gedanken wälzten eine schwere Last ab, die auf ihre Stirn drückte. Sie konnte es nicht mehr aushalten, bis schließlich das Drängen in ihren Seiten, dessen sie nicht mehr Herr zu werden vermochte, sie wie ein Schmerz packte, dem man nicht widerstehen kann, und sie auf den Flur drei Türen weiter führte. Eine Sekunde stand sie da, preßte zwischen ihren Armen ein Stück der Nacht; dann konnte sie sich nicht mehr halten und klopfte.

Er hatte sie nie zu sehr belästigt, nicht einmal in den ersten Tagen, wenn die Begierde sich zu ergründen Mann und Frau stürmisch zu einander zwingt; dann hatten sie sich noch verschiedene Male gefunden, sich vereint, wann sie Lust hatten, wie der Zufall der Nachbarschaft es mit sich brachte, eine Abwesenheit Raphaels, eine zufällige Begegnung, eine Laune benutzend, vor allem aber darauf bedacht, Unannehmlichkeiten zu vermeiden. Er lag

zu Bett, er öffnete die Tür ohne zu wissen, daß sie es war. Sie sagte:

„Ich bin es."

Er antwortete:

„Das ist eine glänzende Idee."

Und auf diese Weise machte Marie sich Luft nach dem langen engen Beisammensein mit Jean Bousset. —

Der folgende Tag war ein Sonntag. Jean sollte um elf Uhr kommen, weil sie den Plan gefaßt hatten, ins Freie zu gehen, um dort einander unter den Bäumen zu genießen. Pünktlich kam er: Auch dieses Mal stieg er die Treppe hinauf. Als er an die Tür klopfte, erinnerte sie sich an ihre Verabredung, steckte den Kopf zum Bett heraus, in das sie sich erst beim Morgengrauen gelegt hatte, öffnete und legte sich noch ganz schlaftrunken wieder hinein. Sie entschuldigte sich:

„Ich war aufgewacht. Ich hatte Kopfschmerzen. Und dann bin ich wieder eingeschlafen."

Er trat in das Zimmer. Zwei arme müde Augen blickten ihn an, und sie zog die Decke über die Arme. Er küßte sie auf den schmerzenden Kopf,

sie legte die Stirn in Falten und wurde ein kleines Mädchen, das große Müdigkeit im Kreuz verspürt. Sie konnte nichts als ihr Leid zur Schau tragen und spielte im Innersten ihres Herzens schmeichlerisch und klagend mit einem zärtlichen beharrlichen Gedanken. Das moralische Übel hatte ihr körperlichen Schmerz bereitet.

Jean saß an ihrem Bett, dann streckte sie eine Hand heraus, damit er sie nehme. Darauf breitete sich eine ganz natürliche Stille aus, die ihre Bedeutung hatte. Sie nahm diese Ruhe in sich auf, umgab sich damit in ihrem Bett, ihr Körper empfing sie wie eine Art versteckter Freundschaft, und sie ließ sie ein Weilchen durch ihr Herz ziehen, ohne Ursache, nur darum, weil Platz darin war. Nun wollte sie lauter Frieden und Wohlbehagen in ihrer Nähe verbreiten. Deshalb sagte sie:

„Jetzt bin ich wieder gesund."

Jean sprach. Er verstand nicht. Er war immer der Wahrheit nahe, wie die Männer, die denken. Er sagte:

„Sie liegen im Bett. Gerade wenn die Frau

krank ist, fühlt man erst wirklich, daß sie Frau ist. Bei Ihnen hatte ich das noch nie bemerkt. Sprechen Sie nicht. Sie erinnern mich an etwas ganz Fernes. Zehn Jahre sind es her. Es war zur Zeit der Ferien, in meiner Heimat schimmerte die Erde, und die Luft, die bis zum Himmel hinanstieg, schien gleich ihm und gleich Ihnen etwas Blaues, etwas Herzliches, wie eine Liebschaft. Ich war sechzehn Jahre alt und erinnere mich noch all dessen. Ich schritt auf einem Pfad dahin, wo das Gras, die Hecken und mein Herz einen Teppich zu meinen Füßen bildeten, meinem Körper Schatten gaben und gute Nachbarschaft hielten. Und plötzlich geschah folgendes: Es war in der Welt etwas wie eine Offenbarung. Nie hatte ich gedacht, daß es Frauen gab, daß es Liebe gab. Soll ich sagen, daß ich es lernte? Nein, das wäre, als ob ich es wieder vergessen sollte. Nun legte ich mich ins Gras, stützte den Kopf auf einen Arm und verweilte in einer Welt ohne gleichen, in der ich etwas so Weiches wie Seide liebkoste. Meine Triebe erwachten, und ich blieb im Gras liegen, an der Schwelle meines Lebens, ganz damit beschäftigt, es in so schöne Far-

ben zu kleiden, daß meine Gefühle sich eins nach dem andern erhoben, um so besser zu sehen. Und ich sagte mir: Oh jetzt weiß ich, was ich zu tun habe. Ich werde heimkehren, ich werde Mathematik studieren, um mich an der Forstakademie in Nancy zu melden. Ich will in den Wäldern wohnen, damit nichts meinen Träumen widersprechen kann. Ich werde ein Weib haben und es wahren, wie man die Wahrheit wahrt, wenn man sie gefunden hat. Sie wird ganz weiß sein."

Wir sind vollkommner, als man geglaubt hat, und zwischen den unerforschlichen Verbindungen, von dem, was man das Gute, mit dem was man das Böse nennt, bedingt manchmal irgend ein Funken eine tiefgehende Scheidung, welche die Elemente zersetzt und sie in Zonen von verschiedener Dichtigkeit übereinander legt, so wie eine Ölschicht an die Oberfläche des Wassers steigt. Die Aufrichtigkeit nimmt einen größeren Platz ein, und nachdem sie dem natürlichen Spiel der Gefühle beigesellt, erleichtert sie ihnen den Weg und nimmt sie in ihr Gefolge, wie ein Bruder den Bruder führt. Und das erste Gefühl, das Marie empfand,

war Kreuzschmerzen zu haben. Als der junge Mann eingetreten war, hatte sie gedacht: ‚Ich bin einfach müde, und mein Kreuz begeht mir gegenüber ein Unrecht.‘ Sie fühlte sich wie zerschlagen, eine Erinnerung überkam sie, ihren Lenden weh getan zu haben. Sie hatte Lust zu sagen: ‚Mein Kreuz ist wie zerbrochen.‘ Sie sprach darüber, wie sie darüber sprechen konnte:

„Sie haben mir gesagt: gut ist alles, was man tut.“

Er antwortete:

„Ich glaube nicht an eine so in die Augen springende Wahrheit, die unter die Menschen fallen und sich bei ihnen aufhalten würde. Vielleicht habe ich dieses Wort ausgesprochen. Verzeihen Sie es mir, Marie. Habe ich nicht eher gesagt: Das Böse ist alles, was man hätte tun können. Wir kennen vom Menschen nur seine Grenze, wir kennen von der Wahrheit nur den Ort, wo sie nicht ist. Ich langweile Sie gewiß mit meiner Person. Ich erzähle Anekdoten, weil ich kein Mann der Tat bin, und weil ich mich immer damit begnügte, zuzusehen. Wenn Sie sich besser fühlen, hören Sie

mir zu. Als ich zwanzig Jahre alt war und zu Hause lebte, besuchte meine Schwester täglich ein siebzehnjähriges, reifes Mädchen, das sich mir zuwandte, und das ich küßte, wenn uns niemand sah. Sie näherte sich mir, sie ließ mich ihren ganzen Körper betasten, und wenn wir einmal eine Minute allein waren, nahm ich sie richtig in die Arme."

„Kleiner Schwerennöter," sagte Marie.

„Ich sage alles, ich kann nicht anders, als alles sagen. Man nennt das eine schlechte Erziehung, aber ich werde es Ihnen doch sagen. Sie bog sich zurück, sie streckte ihren Leib vor, heiß stand ich neben ihr, erfüllt von dem Drang sie zu nehmen. Ich hätte nur ein Wort zu sagen, eine Zusammenkunft zu verabreden brauchen, doch ich tat es nie, und ich ging zugrunde an meiner Schüchternheit. Ich mußte die Heimat verlassen, um auf das Polytechnikum zu gehen. Nachdem war noch kein Monat verstrichen, als ein Schauspieler einer umherziehenden Truppe mit meiner Freundin ins Gespräch kam, sie richtig beurteilte und darnach handelte; er besaß sie, die noch Jungfrau, feurig und voll jener

rasenden Leidenschaft war, die der zuerst ersehnte Mann in ihr erweckt hatte. Und als ich das erfuhr, war ich allein in Paris, ohne Weib und von dem schmerzlichen Gefühl benommen, mein Lebensglück verpfuscht zu haben. Und eine andere Frau ist doch nicht gerade diese da, und jedes Vergnügen, das man nicht gekostet hat, wird zum Herrn, der ewig über uns herrscht."

Sie sagte:

„So würde es mir gehen, wenn ich nicht meinen Schatz genommen hätte."

Er fuhr fort:

„Ich weiß nicht, ob ich wohl daran getan hätte, der Geliebte dieses Mädchens zu werden, aber ich weiß, daß ich übel daran tat, es nicht zu werden. Ich bin dazu geboren, um zu lernen. In mir kreist das Blut der Armen, die ihre Taschen füllen wollen. Ich war zwanzig Jahre, ich wußte genau Bescheid. Glauben Sie nicht, daß ich einem Vergnügen nachtrauere. Die Frau ist eine Wissenschaft, sie ist kein Vergnügen. Von allen Geschöpfen, die auf der Welt sind, ist sie dasjenige, was wir am tiefsten erforschen. Mir ist mein Bedauern geblieben. Wenn

je das Leben mir eine ähnliche Frucht anbieten sollte, so können Sie sicher sein, daß ich sie nehmen werde. Ich habe unrecht getan, und mein Herz war nicht schuld, denn ich leide noch darunter. Und ich war zwanzig Jahre alt."

Sie meinte:

„Sehen Sie . . . Aber ich, ja ich werde jetzt Furcht haben, nachdem Sie mir das gesagt haben."

Dann streckte sie ihren Arm heraus, beugte ihn mit einem Gefühl, recht gehabt zu haben. Die nackten Arme der Frauen scheinen den frischesten Teil ihrer Liebe zu enthalten und ihre ganze Anmut zu zeigen, wenn man sie noch nicht kennt. Jean hätte kaum daran gedacht, daß Marie nackte Arme haben könnte. Und während er ihrer Linie folgte, glaubte er zu lügen, als er antwortete:

„Ach! Aber Sie . . . Sie sind eine Freundin."

Darauf schwiegen sie, währenddessen sie manchmal unter der Decke ihre Hüften bewegte; das Schweigen brachte ihr ihre Bewegungen deutlicher ins Bewußtsein und ihr ruhender Körper ließ sie dieses Etwas in der Tiefe ihres Marks empfinden,

das durch den Akt, nach dem es sich gesehnt hat, befriedigt ist.

Sie sagte:

„Haben Sie jemals Dummheiten gemacht?“

Jean antwortete:

„Ich habe nie Dummheiten gemacht.“

„Ach doch. Erzählen Sie mir also von Ihren Liebschaften.“

Er sagte:

„Ach Marie, ich weiß nicht, welche ich Ihnen erzählen soll. Wer weiß, ob meine Liebesgeschichten . . . Die Wahrheit ist, daß ich mich sehr an Sie angeschlossen habe. Zuerst tat ich es ohne Bangen und wußte nicht, daß ich Sie eines Tages im Bette finden würde. Ich habe viel für Sie übrig. Wissen Sie, was meine Angst ist? Ich fürchte, daß Sie mich eines Tages nicht mehr haben werden. Und weshalb sage ich Ihnen das? Sie wollen eine Geschichte von mir hören. Ich weiß viel trübselige Geschichten. Sie werden Ihnen gut tun. Sehen Sie, es war vor drei Tagen, als ich gerade von Ihnen kam. Verdammen Sie mich nicht. Also es war vor drei Tagen, als ich von

Ihnen kam. An der Ecke des Boulevard Saint-Michel raffte ein Mädchen ihre Röcke zusammen, um über den Damm zu gehen, und als ich ihre Waden sah, näherte ich mich ihr. Sie war klein, fast blödsinnig, ein Auge tränte ihr. Ich ließ ihr etwas zu trinken geben. Sie sagte: ‚Ach! Wenn Sie mit mir kommen könnten.‘ Ich hatte Sie eben verlassen, Marie, ich muß Ihnen sagen, daß ich erst am nächsten Tage hingegangen bin. Es war ein Uhr. Sie öffnete mir im Hemd. Sie mußte eine blödsinnige Geduld haben und wohl drei Stunden gebrauchen, um ihr Zimmer in Ordnung zu bringen. Sie fragte mich: ‚Was gibst du mir denn?‘ Ich gab ihr drei Francs. Sie sagte: ‚Ich habe noch einen Franc fünfzig. Warte ein wenig.‘ Sie ging auf den Flur hinaus und in ein anderes Zimmer. Ich hörte sie sprechen: ‚Wieviel hast du für dein Korsett bezahlt?‘ Eine Frauenstimme antwortete: ‚Drei Francs fünfundneunzig.‘ ‚Also ich habe einen Franc fünfzig und drei Francs. Wieviel macht das?‘ ‚Vier Francs fünfzig.‘ ‚Ist das also genug?‘ ‚Natürlich, du behältst noch fünfundfünfzig Centimes übrig.‘ ‚Drei Francs fünfundneunzig und

fünfundfünfzig Centimes, wieviel macht das?' Die andere antwortete: ‚Das macht vier Francs fünfzig, du Dussel.' — Sehen Sie, solche Frauen habe ich gehabt, Marie. Und auch diese erwartete ich mit jener Manie, die mir eigen ist, mich irgend welchen Hoffnungen hinzugeben. Das Mädchen kam wieder, sie mußte ihr Bett abdecken und sagte schon vorher: ‚Ach wie matt ich bin, wie matt ich bin . . .' Etwas später bin ich fortgegangen, nachdem ich die Liebe auch von dieser Seite kennen gelernt hatte. Ich mußte Ihnen das erzählen. Ich muß Ihnen alles erzählen, was ich Böses getan habe. Wollen Sie, daß ich Ihnen noch mehr erzähle?"

Sie sagte:

„Wissen Sie nicht? Raphael sollte mir Geld schicken, damit ich abreisen kann. Er hat es noch nicht getan. Ich bin es zufrieden. So kann ich doch noch länger mit Ihnen zusammen sein. Weshalb sagen Sie immer, daß Sie ein Armer sind?"

„Ich weiß nicht. Es ist vielleicht nicht wahr, aber ich muß es sagen. Wenn ich es nicht sagte, würde es mir scheinen, daß ich vielleicht im Leben nicht wie ein Armer gehandelt hätte. Marie, denen,

welche leiden, ist es ein Bedürfnis, Recht zu haben. Vor einem Augenblick sah ich Ihre Augen, und Sie wußten, daß ich in sie hineinsah. Etwas in Ihnen flehte mich an, Sie haben mir alles gesagt und haben gedacht: Verdamme mich nicht. Alle Augen, in die ich mein Leben lang hineingesehen habe, haben wie die Ihren zu mir gesprochen."

„Ach! Ja, ich möchte Ihnen gern etwas sagen, aber ich wage es nicht."

„Sagen Sie es, Marie. Was mich betrifft, so hätte ich Ihnen den Leib eines Gekreuzigten entgegenbringen mögen. Ich habe nicht genug gelitten, um von Ihnen geliebt zu werden. Ich möchte mich Ihnen nahen und zu Ihnen sprechen können: ‚Siehst du, Sie haben mich auf den Berg getragen, ihre Frauen und ihre kleinen Kinder haben mich mit Steinen geworfen, ich glaube, daß sogar ihre Hunde über mich lachten. Sie haben mich sieben Mal gekreuzigt. Nicht wahr, es hätte Sie glücklich gemacht, die Wunden meiner Hände zu verbinden?'"

Sie schwieg. Er sah ihre dunklen Augen in dem düsteren Winkel des Zimmers eine seltsame,

ausgedehnte bewegliche Gestalt verfolgen, die sich näherte. Sie sprach Satz für Satz mit Unterbrechungen, während deren Jean ausruhte, um dann noch tiefer leiden zu können.

„Ich wollte es Ihnen nicht sagen. Erstens einmal ist Raphael nicht der Mann, den ich gebraucht hätte. Als er mich das erste Mal geschlagen hat, waren wir noch in Lyon. Er hat mir eine tüchtige Ohrfeige gegeben. Er hat mir ordentlich weh getan. Und dann konnte ich für lange Zeit nicht mehr in den Spiegel sehen. Morgens, wenn man sich das Haar kämmt . . . ich hielt inne, ich konnte nicht anders, ich sah mich an, ich sagte mir, Ohrfeigengesicht! Ein ander Mal hat er mir einen Fußtritt gegeben und noch dazu in den Bauch. Es war wegen eines schlechten Frauenzimmers im Hause. Sie hatte ihm erzählt, daß ich mit andern Männern Umgang hätte. Das war nicht wahr. Er ist nach Hause gekommen, ich war auf so etwas nicht gefaßt. Zuerst wollte er mich aus dem Fenster werfen. Dann hat er mich vor den Bauch getreten. Der Arzt sagte, noch einen Zentimeter höher und er hätte mich getötet."

Und dann verfolgte sie mit ihren Augen das furchtbar traurige Dasein einer armen kleinen Marie, die böse Menschen verwundet haben. Jean sagte:

„Geben Sie mir auch Ihre andere Hand."

Er versenkte seine Blicke in die Maries, er liebkoste sie mit einem zärtlichen Gedanken, der einen Schmerz nach dem andern von ihr nahm und sie alle bewahrte. Er zwang sich, kein Wort zu sagen. Er neigte seinen Kopf, legte ihn auf das Kissen, schwieg noch immer, blieb da Wange an Wange, und es wurde ihm warm, und das Leben preßte ihm eine ungekannte köstliche Frucht an das Herz. Etwas später erhob er sich. Sie ruhte breit auf dem Rücken: man konnte sagen, daß auch ihr Leben da ruhte. Er näherte sich, senkte den Kopf bis zu der Bettdecke herab, sammelte sich, um anzubeten, was sie verbarg, und selig darüber, daß die Decken seinen Kuß so rein machten, legte er seine Lippen auf den Leib eines Weibes, den ein Mann geschlagen hatte. Sie sagte:

„Auch ich bin glücklich, daß ich gelitten habe."

Sie überlegte, daß sie nicht gelogen hatte.

Niemals hatte Raphael sie geschlagen, niemals hatte er ihr einen Fußtritt versetzt, und dennoch hatte sie nicht gelogen. Immer wieder sagte sie sich selber: Nicht wahr, ich konnte doch diesem Kleinen da nicht alles sagen, was ich getan habe. Aber ich war recht unglücklich. Und dann habe ich wirklich durch meinen Leib gelitten. Und alles war die reine Wahrheit. Wie eine Wahrheit, die man gegen eine andere eingetauscht hatte, war's.

Eine eigentümliche Stille verbreitete sich über das Zimmer und bemächtigte sich jeder ihrer Bewegungen, eine Stille, die den Lärm ihres Blutes übertönte und zu atmen schien. Endlich sagte sie:

„Ich hätte Sie gern in Lyon gekannt vor drei Jahren."

Dann fiel es ihnen ein, daß sie noch nicht gefrühstückt hatten. Sie mußte aufstehen. Sie bat Jean, auf den Flur zu gehen, während sie das Bett verließ, und als er hinausging, sah sie, daß auch seine Augen blau waren. Da sagte sie:

„Zwei blaue Augen und zwei blaue Augen sind vier blaue Augen."

An jenem Tage machten sie keinen Ausflug. Sie brauchten nirgends hinzugehen. Jeder Tag brachte ihnen sein Morgen. Das Zimmer erfüllte sich mit einer tiefen Farbe, mit einem Schweigen, das wuchs und bis zu ihrer Brust stieg, sie ganz umhüllte, sich dann wie ein Gedanke erhob, wie mehr als ein Gedanke, mit einem Murmeln in ihrem Innersten, das man als Geist der Wahrheit hätte bezeichnen können. Jean sagte:

„Es geht irgend etwas in mir vor. Es liegt in meinem Magen. Zuerst ist es ein Durcheinander, und dann verwirrt es sich noch mehr, als ob man dort alles, um ein Omelett zu machen, durcheinander rührte."

Marie antwortete: „Bei mir auch. Bei mir ist es größer als ein Omelett und will nicht vorübergehen."

Sie rückten ihre Stühle zusammen und schmiegten sich enger aneinander. Wie schön die Abende vergingen! Ihr Kopf und ihre Schultern ruhten voll von einem Gefühl, dessen Schwere sie spürten. Marie sagte:

„Das tut wohl! Ach das tut wohl. Das

kommt ganz von selber. Man hat mein Herz gesalbt."

Sie fügte gleich hinzu:

„Ich bin ein dummes Mädel, ich hätte es Ihnen nicht sagen sollen."

Eines Abends, als Jean fortgegangen war, klopfte ihr Nachbar. Er war nach Hause gekommen. Sie öffnete die Tür, irgend wem, Jean, der Hoffnung, und wurde nicht müde, ihrem Herzen zu lauschen, aber mit raschem Blick sah sie den andern. Da schloß sie die Tür in heftigem Zorn, der ihr Blut aufpeitschte. Er rief:

„Ach! Ja, ich weiß. Jetzt ist Konkurrenz da."

Sie war ganz beschämt.

Wenn sie darüber nachdachte, liebte sie Jean nicht und im übrigen war sie sich nicht recht klar über das, was sie Liebe nannte. Die Liebe ist alles, was man nicht hat. Durch ihn aber hatte sie eines Sonntags, als sie in ihrem Bett ausgestreckt lag, das Leben tiefer empfunden, hatte es bis auf den Grund empfunden, und da er nach der Quelle eines jeden Gefühls suchte, hatte er ihr die Quelle dieses Gefühls ganz dicht bei dem Stoße

gezeigt, den ihr einstmals ein Mann in den Leib versetzt hatte. Und wieder sagte sie zu sich selbst:

„Ich habe nicht gelogen. In meinem Leibe habe ich gelitten.“ Nun wurde sie klar, ließ all ihre Quellen strömen, mischte das Bild von Jean, der sie entdeckt hatte, unter sie, badete es, spiegelte es und fühlte es mit jedem ihrer Gedanken aufsteigen. Er hatte blaue Augen wie ein kleines Mädchen und eine blonde Strähne auf der Stirn.

Als sie von Raphael einige Tage später Reisegeld bekommen hatte, zögerte sie von Abend zu Abend:

„Ich werde abreisen müssen. Ach ja, ich werde abreisen müssen.“

Sie sprach davon. Und wieder log sie ein wenig.

„Nicht wahr, mein armer Schatz wäre nicht zufrieden mit mir.“

Schließlich kam ein Abend heran, wo sie am nächsten Tage abreisen mußte. Sie hatte zu Jean gesagt:

„Wir wollen den letzten Abend bei Ihnen verbringen, ich möchte Sie in Ihrem Heim sehen.“

Es war ein ganz kleines Zimmer, das auf die Seine ging. Er zeigte es ihr, als sie hineintraten: „Hier ist der Tisch, hier sind zwei Stühle, hier ein Spiegelschrank. Und das ist das Bett. Vielleicht braucht man gar nicht mehr.“

Sie verlebten dort einen Abend. Jede Stunde ging vorüber und bückte sich im Vorübergehen, um auf ihrem Weg alles aufzulesen, alles, was ein Monat an Stunden hatte fallen lassen. Manche hielt plötzlich an, zitterte ein wenig, zog schließlich vorbei und ließ irgend ein Wort zurück, das nicht vergehen wollte.

„Ich habe Sie gekannt,“ sprach Jean.

„Ich habe Sie gekannt,“ sprach Marie.

Und die Zeit verstrich. Es entstanden Momente des Schweigens, nach denen jeder von ihnen bemerkte, daß die Zeit verstrichen war.

„Gehen Sie noch nicht,“ sagte Jean.

Sie antwortete:

„Ich habe Ihnen alles gesagt, und doch tut es mir weh, fortzugehen.“ Dann blieb sie sitzen mit zwei Beinen, die sie nicht immer ruhig halten konnte, und zu denen Jean sprach:

„Sie haben doch noch Zeit.“

Sie bewegte sie etwas lebhafter, und da glaubte er alles verloren. Sie meinte:

„Aber nein, Sie dummer Kerl, ich gehe noch nicht fort.“

Er aber hatte Angst, und darum umschlang er sie mit seinen Armen, erhaschte sie, setzte sich auf ihren Schoß, beschwerte sie mit dem ganzen Gewicht seines Herzens, und blieb dort, mit starken Gefühlen, die aus seinen Augen sprachen und an die Marie wortlos ihre Gedanken heftete. Auch ihre Hände fanden sich. Eine heftige Erregung schlang sich um sie, verknüpfte sie unerbittlich, vereinte sie so eng, so fest und ließ zwischen ihren Körpern nicht einmal so viel Raum, daß das Leben ein Unglück hätte hindurchschieben können.

„Das erste Mal, erinnere dich daran, warst du auf dem Bett neben ihm. Und dann habe ich dich wiedergesehen. Dann habe ich dich ganz allein wiedergesehen und dann hast du mir alles gesagt. Du kannst es nicht . . . Sieh mal: ich denke darüber nach, du kannst es nicht. Du darfst nicht fortgehen. Ich würde dich wieder auf dem Bett neben ihm

sehen. Ich könnte dich nicht wiedersehen. Und du, ich werde dich nicht schlagen."

Sie sagte nichts, sanft entglitt sie ihm, sie machte seine Arme los, sie entschlüpfte dem Druck Jeans. Sie machte sich frei. Der Stuhl verschob sich, sie fiel hin. Und als sie auf den Boden gefallen war, fielen sie zusammen, sie war glücklich darüber, daß sie gefallen war. Sie ballte die Fäuste, beugte den Kopf zurück und sagte: „Ich liebe dich, ich liebe dich, ich liebe dich . . . Rühre mich nicht an."

Lange lagen sie so nebeneinander, sie hätten sich gern weh tun und sterben mögen, um ganz sicher zu sein: Jean, daß sie nicht von ihm ginge — Marie, daß er sie nicht fortgehen ließe.

Und so kam es, daß sie nicht anders konnten als sich lieben.

Viertes Kapitel

Sie lebten zusammen in einem Zimmer, dessen Fenster auf die Seine ging und durch das der Geruch, der über dem Wasser lag, eindrang. Der Tag dämmerte dort im Schatten dahin, und wenn ein Windhauch kam, brachte er dem Tage Frische.

„Ich schulde dir alles," sagte Jean. „Eines Tages habe ich dir die Geschichte erzählt, die ich in meinem zwanzigsten Jahr mit einer Nachbarin erlebt hatte. Sie hieß Gabriele. Und ich sagte dir — ich duzte dich noch nicht: ‚Wenn das Leben mir jemals wieder eine ähnliche Frucht anbieten sollte, so werde ich sie nehmen.' Und du wußtest sehr gut, daß ich sie nicht nehmen würde, denn du warst an meiner Seite, in deinem Zimmer und liebtest mich schon. Du hast es mir gesagt, daß du mich schon liebtest. Du siehst, Marie, man sagt sich: ‚Ich werde ein Mann der Tat werden.' Übrigens ist es sicher,

daß man es werden würde, wenn man die Tat zu erkennen imstande wäre, sobald sie an uns herantritt. Einer meiner Freunde sagte mir einst: Ich gehe häufig in das Belleville Theater. Ich nehme einen teuren Platz, in meiner Nähe sitzen Familien. Ich kann dir die jungen Mädchen empfehlen. Es genügt, ihnen einen Blick zuzuwerfen. Sie sind geschickt und verstehen es, sich im Zwischenakt von ihren Eltern zu trennen. Du brauchst ihnen nur zu sagen: ‚Morgen um drei Uhr erwarte ich Sie vor Nummer zweiunddreißig.‘ Und ich dachte: Jetzt weiß ich, weshalb ich kein Mädchen habe: weil ich nicht in das Belleville Theater gehe. Ich hatte alles, sogar den Aberglauben, daß ein bestimmter Ort in der Welt mir Glück bringen müsse, ich bereute meine Vergangenheit und hatte das Verlangen, mich vom Winde treiben zu lassen. Ich sagte mir: ich werde auf einem Segelboot davongehen. Es gibt Städte, die Vera-Cruz heißen. Ich habe hier nichts, weil mir alles fehlt. Aber jetzt bin ich gerettet, und ich bin ein neuer Mensch. Ich bin jetzt ein Mann der Tat, Marie. Du bist mein Vera-Cruz und mein Theater Belleville. Ich

fühle, daß die Bewegung meiner Hände einen Zweck hat.“

Wenn er früh morgens erwachte, brachte ihm die Luft, die er aushauchte, noch ein dunkles Erinnern aus der Tiefe seiner Organe, und er atmete wie der Jean Bousset von ehedem, dessen Erwachen zwischen zwei zwecklosen Tagen so eintönig war. Da erlebte er stets von neuem eine Überraschung und fühlte plötzlich aus seinem Herzen flink und behende wie einen Bach das Bewußtsein hervorrieseln. Marie schlief. Mitten in ihren Haaren schlief sie, und da sie ganz dem Schlummer hingegeben war, hatte ihr Gesicht seine Einfachheit wieder erhalten; und so öffnete sie die Lippen halb und schien ein Kind, das inmitten des Lebens und aller seiner Fallstricke schläft. Er stützte sich auf und dachte: ‚Im Schlaf ist sie ganz allein, man weiß nicht, was geschieht. Sie hat vielleicht schwere Träume.‘ Zuerst legte er ihr die Hand auf den Kopf, dann war ihm das nicht genug, um sie zu verteidigen, und er brachte ihr einen Arm näher, dann beide. Sie erwachte ein wenig, sie öffnete beide Augen, ihr Gedanke kam aus ihnen hervor,

man hätte sagen mögen, daß er blau war. Jean sagte:

„Im Schlaf bist du ganz allein.“

Sie hatte ein sanftes Erwachen neben ihm und antwortete:

„Ich denke an gar nichts.“

„Guten Morgen, kleine Gedankenlose.“

Und er wiederholte:

„Ich will, daß du in meinen Armen schläfst. Man kann im Schlafe schlechten Menschen begegnen. Du wirst dann fühlen, daß ich da bin, und sagen können: ‚Schlechter Mensch, ich fürchte dich nicht.‘ Ich möchte bei allem, was dir durch den Kopf geht, dabei sein.“

Und wenn der Tag anbrach, wenn es acht Uhr wurde, wenn die Sommerrufe der Gemüsehändlerinnen durch das Morgentreiben am Quai hallten, streckten sie sich zusammen aus und schlangen ihre Körper um einander, als ob sie das Glück selbst, das ihnen beschieden war, umklammern wollten. Sie war schlank und lang mit zwei blanken Brüsten, schwellenden Hüften und einer Tiefe des Fleisches, als ob es Schätze zu bergen schien. Fest schlang

sie sich um Jean und fand da in sich selbst die Kraft, lange so zu verbleiben. Sie lebte, sie erinnerte sich an Geschichten ihres Körpers.

„Weißt du, kleiner Mann. Es war, als ich zwölf Jahre alt war. Ich hatte mich nie richtig betrachtet. Es war an einem Sonntag Morgen, als ich das Hemd wechselte. Ich senkte den Kopf, und plötzlich bemerkte ich, daß irgend etwas an mir wuchs, das ich noch nie bei den kleinen Mädchen gesehen hatte. Ich wußte, daß der Bart nur den Männern eigen ist. Ich hatte Bücher gelesen, in denen Affen und Wilde abgebildet sind, und ich dachte: das geschieht mir, weil ich nicht artig war. Ich bin ordentlich bestraft, in mir ist ein beginnendes Übel, und ich werde wie ein Waldmensch werden."

„Guten Morgen, kleiner Waldmensch."

Dann schwiegen sie eine lange Weile, denn es gibt etwas Besseres, als Worte. Gegenseitige Liebkosungen, die Schulter, die dem Arm nachgibt, der sie hebt, warme Beine, die sich finden, alles das war mehr als ein Nebeneinandersein und verschmolz ihre Gefühle zu einem einzigen Fluß, wie Gewässer zusammenrinnen. Und wenn sie sich dann ein we-

nig später trennten, um aufzustehen, überkam ihre Körper eine Art Angst, die ähnlich dem Gefühl des Verwaistseins war.

Jean wollte acht Tage lang nicht ins Bureau gehen, er sagte:

„Ich war so traurig und so allein, daß mir das Leben darob noch ein wenig zürnt. Ich denke, es gibt so manches, was ich ihm noch schuldig geblieben bin. Das Leben ist sehr stark, ich weiß es wohl, ich habe sechsundzwanzig Jahre dazu gebraucht, um dich zu erobern. Siehst du, eines Abends, wenn ich heimkehre, finde ich dich vielleicht nicht mehr. Ich bleibe bei dir. Ich will jeden Augenblick meines Daseins dazu benutzen, um mein Glück zu überwachen."

Nun begann das Tagewerk mit dem Bettenmachen, dem Auskehren, dem Kochen. Das Zimmer hatte einen Vorraum, der zugleich Rumpelkammer und Toilettenzimmer war, und unter Jeans Blicken ging sie von einem zum andern und wandte sich manchmal mit einer jähen Bewegung, wie Frauen tun, wenn sie sich in Erinnerung bringen wollen.

Für ihn hätte es dessen nicht bedurft. Er saß mit dem Rücken zum Fenster, um Marie in hellerem Lichte zu sehen. Er folgte ihr mit den Blicken, forschte in ihr, wandelte sie ganz um und schuf nach seiner Vorstellung eine tätige, schwebende Gestalt, die durch jede Bewegung wuchs, die Macht über sein Leben gewann und seine Herzschläge beschleunigte. Hätte er sich davon losreißen können? Es schien eher, als ob das alles sich in seinem Innern zutrug und er nichts dazu tun konnte. Manchmal war sie in dem Vorraum, hinter der Wand verborgen.

„Ich sehe dich nicht mehr," sagte er dann.

Sie frühstückten an einem kleinen Tisch nebeneinander mit eingezogenen Ellenbogen, und in ihren Bewegungen lag etwas Nicht-Gewohnheitsmäßiges, ein Etwas, das sich plötzlich aus ihren Herzen lösen mußte. Marie sprach:

„Hör mal an. Du hattest mir gesagt: Ich habe nie mit andern leben können ... Ich dachte: Sieh dich vor, er wird niemals mit dir zusammen leben können."

Jean antwortete:

„Ich wußte es nicht, ich sagte mir: Es gibt keine

Frauen, oder wenn es schon welche gibt, so sind sie meiner nicht würdig. Lange Zeit dachte ich an die Lahmen. Nicht wahr, die Lahmen sind traurig, also sind sie intelligent, wie alle Traurigen, und dann brauchen sie Trost. Ich hätte im Leben krank sein müssen, für mich hätte das Leben krank sein müssen, damit ich diejenigen hätte trösten können, die es vielleicht berührt hätte."

„Mein kleiner Mann! . . ." sagte Marie.

Nun stand sie auf, ging durch das Zimmer, verdrehte, so gut sie es vermochte, die Glieder und ahmte die Lahmen nach.

„Du siehst, ich bin lahm. Ich hinke sogar auf beiden Seiten."

„Und ich," sagte Jean, „ich wünschte, daß du alles von mir hättest. Die Frauen können nicht allein sein. Du warst es wohl ein wenig, und dafür küsse ich dich um so mehr. Ich werde alles Unrecht, das man dir zugefügt hat, von dir fortküssen. Ich kannte einst eine einsame Frau. Ich besuchte sie. Sie war immer allein. Sie sagte mir: ‚Ich bin nicht allein. Glauben Sie an Geister, mein Herr? Es sind stets Geister um mich. Ich

sehe sie. Sie werden mich höchst lächerlich finden, aber ich weiß, daß Ihr Besuch mir gut tun wird. Sehen Sie, dort hinten ist der Geist meiner Mutter. Er ist eine Art Teufelchen, und er sieht alles voraus. Gewöhnlich kehrt er sein Gesicht ab, wenn ich Besuch bekomme. Nun, mein Herr, dieses Mal blickt er mich an, blickt er Sie an und lächelt. Es gibt noch andere Geister.' Ich habe dir gesagt, daß die Frau nicht allein bleiben kann, und da diese keine Gefährten hatte, verschaffte sie sich welche. Ich möchte für dich tausend kleine Teufelchen sein, die deiner Mutter, die deiner Wünsche und noch andere, die aus meinem Herzen kommen würden."

Der Nachmittag war so schön, daß sie zu Hause blieben, um ihn recht zu genießen.

Und er sagte noch:

„Weißt du wohl? Als du noch ein kleines Mädchen warst, war ich ein kleiner Junge. Einmal war ich dir untreu gewesen. Ich hätte es dir am selben Tage erzählen sollen. Später habe ich es nicht mehr gewagt. Ich habe eins, zwei, drei . . . zwölf Jahre gebraucht, um mich dazu zu entschließen. Es

war an einem Tage, als du nicht da warst. Ich weiß nicht, wohin du gegangen warst, vielleicht gingst du mit deinem Großvater spazieren. Mutter hatte mir gesagt: ‚Hole mir einen Topf Sahne vom Pachtgut La Faix. Nimm deine kleine Schwester mit.‘ Ich war vierzehn Jahre alt, meine kleine Schwester zehn, und dann war noch die dreizehnjährige Louise Combémorel da. Sie fragte: ‚Madame, kann ich auch mitgehen?‘ Mutter antwortete: ‚Aber natürlich kannst du. Ihr könnt Haselnüsse sammeln. Aber nehmt euch vor den Tieren in acht.‘ Nun gingen wir den ganzen Abend in die Felder. Wir sprangen über einen Zaun, der zwei Felder trennte. Die Louise Combémorel sprang absichtlich so, daß man ihre Beine sah. Mir gefiel das sehr gut. Ein wenig später legten wir uns auf eine Böschung und amüsierten uns damit, herunter zu rollen. Meine kleine Schwester fürchtete, sich weh zu tun. Da sagte sie: ‚Ja, ja, ich werde es deiner Mutter sagen, daß du dich vor meinem Bruder herunterrollst. Ich sehe alles.‘ Und auch ich, ich sah alles und sah es mir wohl an. Als wir den Topf mit der Sahne hatten, setzten wir uns

und tauchten alle drei unsere Finger hinein. Darauf sagte die Louise Combémorel: ‚Du, hör mal! Sagst du meiner Mutter, daß ich mich heruntergerollt habe, so sage ich deiner, daß du Sahne gegessen hast.‘ Da hat meine Schwester sie zufrieden gelassen. Wir haben Haselnüsse gesammelt, und ich war besonders eifrig dabei. Denn ich tat sie in Louise Combémorels Schürzentasche. Sie hatte eine Schürze mit einer Tasche vorn. Ich steckte meine Finger ganz tief hinein und ließ absichtlich lange meine Hand darin. Und schließlich habe ich meine Hand auch dann darin gelassen, wenn ich keine Nüsse hatte. Ich habe sie geküßt, ich schämte mich ein wenig. Nicht wahr, das war sehr unrecht?“

„Ach ja, sicher,“ meinte Marie, „wenn ich das gewußt hätte, hätte ich nie etwas mit dir zu tun haben mögen.“

Er sprach weiter:

„Oh! meine Kindheit! Oh! meine Kindheit! Sage nicht, daß ich dich erst ein Jahr lang kenne. In meiner ganzen Kindheit, in meinem ganzen Leben, ging, dachte, lachte ich, bewegten sich meine

Taten um einen Mittelpunkt herum, wie sie sich um das Auge Gottes bewegen, das uns sieht. In meinem Herzen war ein Platz, alle meine Empfindungen richteten sich dort in Reih und Glied und machten ihre Verbeugung. Sie waren rein und jung, ich fragte mich: ‚Was haben sie nur? Jedes kommt aus seinem kleinen Haus heraus.‘ Und dann bist du gekommen, ich wußte wohl, daß jemand da war: du warst es, der man auf dem Platz seine Ehrerbietung bezeugte. Du siehst alles, und in mir ist nichts, das sich nicht dir zuwendet. Du hast immer alles gesehen. Als ich Mathematik studierte, blieb mir manchmal eine Viertelstunde vor Schluß meiner Stunde frei. Ich hätte weiter arbeiten können: immer ist es die verbummelte Viertelstunde, die dann beim Examen fehlt. Ich dachte: ‚Was liegt daran! Ich will leben!‘ Ich stützte mich auf, ich lehnte meinen Kopf auf meine Hand, ich trieb alle meine Träume in eine gewisse Richtung hinein, und ohne daß ich selber etwas dazu tat, begegnete ich plötzlich demselben Glück, das mich an einem solchen Tage wie heute erfüllt. Ich setzte meine Aufnahme ins Polytechnikum aufs

Spiel. Du siehst, daß ich dir schon seit zehn Jahren Opfer bringe."

Sie näherten einander, umschlangen sich, um die Wirklichkeit ihrer Worte lebendig zu fühlen und einten ihre Lippen, als ob sie die Worte in ihr Heim tragen wollten.

„Mehr als das," sagte Jean, „in mir ist etwas größer geworden. Gestern geschah das Rosenwunder. Ich war hinuntergegangen, und als ich hinaufkam, fand ich auf dem Tisch eine Vase mit Rosen . . . Die Vase erkannte ich nicht einmal mehr, es gibt soviele Gegenstände bei mir, die für mich nicht existieren. Du hast sie entdeckt, und du begannst mit dem Wunder der Vase. Aber die Rosen! . . . Ich hatte viel Rosen gesehen. Ich wußte, daß sie in einer Falte ihres Herzens ein Geheimnis enthalten. Aber ein andres Geheimnis beschäftigt mich, dessen Enthüllung ich wo anders suchte. Ich setzte mich. Die schönste unter ihnen war eine Teerose, die sich unter meinen Blicken öffnete, und in deren Kelch eine ungeahnte Güte lag, durch die ich mich sofort reifen fühlte. Ich verstand, wie das Leben gemacht ist, und daß

Gott, die Gärten, die Erde, der Saft und die Liebe, alles dieses durch seine alleinige Kraft eine Rose hervorbrachte und formte, wie wenn sich tausend Menschen irgendwo versammeln, um sich zu umarmen. Alle Wege sind frei, Marie, ich weiß nicht, was mich erfüllt, ich habe mich über die Rose geneigt, ich habe in ihr das Geschöpf Gottes gesehen und bin von ihr gegangen, durchdrungen von so starker Harmonie, daß ich nun nicht mehr fürchte, mein Herz könnte brechen."

Und Marie antwortete:

„Ach, wie du alles sagen kannst! Ich weiß nicht mehr, was Marie ist, oder vielmehr weiß ich, daß Marie so groß wird, wie alles das, was du erzählst. Oh! höre, ich habe mit meinem Großvater Kaulquappen gesehen. Er erzählte mir: ‚Und bald werden sie kleine Pfoten bekommen, dann geht eine Wandlung mit ihnen vor, sie sind keine Kaulquappen mehr und werden etwas andres.' Und so werde ich auch etwas andres."

„Bei mir ist es umgekehrt. Ich fragte mich: ‚Was für Pfoten werden mir wohl wachsen, damit ich ich selber werde. Aber heute weiß ich, daß ich

bin und daß ich nicht zu werden brauche. Kennst du das, was man Tiefen nennt? Nun, ich fürchte keine Tiefen mehr. Dort herrscht jetzt der Friede und eine gewisse Ausgeglichenheit, eine gewisse Ruhe, und völliges Verstehen aller Dinge bringt mich weiter ins Gleichgewicht. Wenn ich in mich selbst hinabsteige, scheint es mir, daß eine unbekannte Wärme mich umgibt, und meine Seele ist feierlich, wie der Vater an einem Familienfest in der Mitte der Seinen ist. Das hast du mir gegeben, und wenn du deine Hand auf mein Herz legst, werde ich schweigen und deine Hand wie die Lösung eines Rätsels fühlen."

Abends legten sie sich hin. Das ist die Zeit, wo die Frau mächtig wird, wo das Herz zu ihr spricht und sich eine große Wandlung in ihr vollzieht, wie wenn ein Wanderer plötzlich an einem Bergabhang die allbekannte Häusergruppe seines Heimatlandes entdeckt. Sie war ganz da, einfach, nackt, schweigsam, voll von einer lebendigen Wahrheit, die mit ihrer Brust atmete, auf die Jean sein Ohr legte, um sie zu hören, und dann seinen Mund neigte, um sich von ihr zu nähren. Sie streckte sich aus mit ihrem Kopf,

ihren Armen, ihrer Brust, mit einem Geheimnis, das man an manchen Stellen entdeckte und das sich an andern neu bildete. Einmal sprach ihr Jean davon:

„Als ich zur Schule ging, zeichnete ich die Weltteile und alle Inseln der Erde. Es waren klare Namen und so zarte Formen, daß ich meinte, mit dem Farbenstift über mein Herz zu fahren, als ich sie bunt nachzeichnete. Ich hielt irgendwo inne, in Australien auf einer Insel, um die herum ich das Meer blau färbte. Und ich dachte: Hier möchte ich leben. Hier würde der Himmel mich so glücklich machen, wie es die Gazellen sind. Aber die nächste Insel war noch schöner. Weißt du etwas von Yokohama? Nun, es muß noch schönere geben als Yokohama, es muß noch schönere geben, als alles, was man kennt. Und ich konnte nicht wählen, ich blieb einen Augenblick auf der Halbinsel Malakka. Auf dir ist ebenso viel wie auf den Inseln. Ich entdecke die Welt, und mein Zimmer genügt dazu. Ich neigte mich, wie ich mich ehemals über den Atlas neigte. Jemand hat gesagt: Es gibt so schöne Erdenflecke, daß man sie an das Herz drücken möchte.

Wenn ich dich in meine Arme drücke, scheint es mir, als ob ich die ganze Erde in meinen Armen halte."

Sie gehörten einander ganz. Jean stellte die Lampe auf den Nachttisch, damit sie sich besser sehen konnten. Ihre Arme öffneten sich, ihre Arme schlossen sich wieder, Schweigen umgab sie, wortlos näherte sich der Mann dem Weib, mit dem Gefühl, ein Geheimnis zu besitzen. Sie hatte Feuer, ihre volle Jugendkraft, sie jubelte wie bei einer Offenbarung und blühte auf, wie jemand, den die Wahrheit endlich durchdringt, auf die er lange gewartet hat, der sie empfängt und für immer von ihr gezeichnet wird.

Jean konnte nicht schweigen. Er besaß die Lebhaftigkeit der Liebe:

„Aber mein Unglück wird wohl erstaunt sein. Was wird aus ihm werden? Es kannte mich ganz. Sonntags zog ich mir meine Sonntagskleider an. Ich sagte zu ihm: ‚Los, los nun, mein Kleiner, du mußt kommen.' Ich trug es in meinen Händen, es war schwer wie ein Paket, dessen Schnur man um seinen Finger wickelt. Wir begegneten der ganzen

Welt, aber vor allem begegneten wir den Liebenden. Wir liebten die Liebenden sehr, denn sie gaben uns Gelegenheit, uns zu beklagen. Wir erzählten uns Geschichten über sie: ‚Siehst du, das sind zwei Verliebte. Sie sind immer einig, und wenn der eine den andern küßt, denkt dieser, es ist sehr schön, geküßt zu werden.‘ Wirklich, ich weiß nicht, welches von meinen Übeln das beste war. Sie glitzerten in der Sonne, sie setzten sich in ein Boot und sahen die Seine wie einen seelenlosen Fluß, wie ein mechanisches Strömen der Wasser dahinfließen. Sie waren zahlreicher bei mir als anderwärts, wir waren ein wenig stolz darüber. Ja, ich weiß wohl, daß es abends weniger schön war. Wir kehrten zusammen heim, ich war ein wenig müde, weil ich das Unglück getragen hatte. Es heftete sich an alles in meinem Zimmer, es legte sich auf mein Bett, es blieb an meiner Linken, wenn ich am Tische saß und schrieb. Ich höre es noch: ‚Ich bin ein schweres Unglück.‘ Es ist nicht ein Winkel da, der mich nicht daran erinnerte. Und was soll aus mir werden, Marie? Ich hätte nicht fern von ihm leben können.“

Sie antwortete:

„Oh, ich werde dich noch tüchtig quälen, du wirst es sehen. Ich bin sehr schlecht, ich werde dich kneifen! Ich werde dir Fratzen schneiden, wenn du mich betrachtest. Und wenn du fortgegangen bist, werde ich tanzen. Tra, la, la, damit du sogar bedauerst, fortgegangen zu sein."

„Marie, ich habe Furcht. Wie soll ich dir das verständlich machen? Muß ich es dir sagen: Ich habe nie gelitten. Es gibt kein menschliches Leiden. Es gibt ein andres Gleichgewicht, als Ruhe und Liebe. Um dem die Stange zu halten, kenne ich auf der andern Seite ein schreckliches Glück, das nach dem großen Schmerz schmeckt und dessen Schwere zu schätzen weiß. Merke dir das Wort: Schreckliches Glück. Soll ich dir ein Geheimnis anvertrauen: Jesus litt nicht, als er sein Kreuz trug. Ja, ich habe vieles verstanden. Ich habe das Rosenwunder verstanden. Aber ich habe meinen Weg geändert, verzeih mir alles, was ich sage: es gibt Augenblicke, wo ich mich auf dem neuen Wege nicht wieder erkenne. Ich sehe, daß die Dinge schön sind, ich sehe vor allem, daß sie gut sind, aber ich

bin ungeschickt mit ihnen. Ich weiß mit dem Glück noch nicht umzugehen."

„Ach," sagte sie, „ich möchte . . . ich weiß selber nicht, was ich möchte. Ich möchte dich lieben. Wir wollen überall hingehen, wo du geweilt hast. Du wirst mir sagen: Das, meine kleine Frau, war dies. Ich werde dir antworten: Und jetzt ist dieses nicht mehr da, ich bin da. Du hast mir gesagt, daß ich überall in deiner Kindheit war. Nun, von jetzt an wollen wir überall hingehen, wo ich nicht war. Du siehst, ich lege meine Hand auf dein Herz. Du hast mir gesagt, daß es die Lösung eines Rätsels ist. Mein kleiner Mann, das ist nicht sehr schwer."

Sie beruhigte ihn, sie nahm ihn in die Arme wie ein krankes Kind, das aber noch in seinem Köpfchen allerhand Gedanken hegt.

‚Hier bin ich. Alle Frauen möchten Krankenpflegerinnen sein. Ich kenne die Litaneien der Jungfrau. Da heißt es: Trösterin der Betrübten! Und dann werde ich dich so lange pflegen, bis du zuletzt geheilt sein wirst.'

Er sagte:

„Oh, meine kleine Marie! Es gibt Augenblicke, in denen man sich sagt: Meine Frau ist ein Kind, ich werde mit ihr spielen. Und dann gibt es Augenblicke, wo die Frau Worte spricht, wie du sie soeben zu mir sprachst. Ich bin so froh."

Dann faßte er Mut, umschlang sie mit seinen Armen und bewegte sie hin und her, mit dem Gefühl, endlich auf Erden etwas zu besitzen. Er riß sie an sich, versperrte sich jede Aussicht durch sie und stellte sie seinen früheren Leiden entgegen. Es fror ihn, wenn er an seine Vergangenheit dachte, jetzt wärmte er sich, fühlte die Wärme seiner Beine, fühlte eine kräftige Gesundheit sein Mark durchdringen und war glücklich, weil ihm warm war; sein volles Herz flatterte von einem Ding zum andern, verweilte überall furchtlos und fühlte, daß es das Vertrauen brachte; und die Dankbarkeit, die ihn erfüllte, drang ihm aus den Augen, glitt mit einem langen Blick über das Weib und sprach:

„Oh! Marie . . ."

Und er nahm diesen Namen auf, führte ihn überall umher und fühlte, daß dessen Kraft die

Form der Organe, die er berührt hatte, umgestaltete. Dann lächelten beide.

„Das ist recht," sagte Marie. „Du blickst aus der Tiefe deiner Augen."

Er antwortete:

„Und du mit Augen, als ob du vier Jahre wärst. Wenn ich dich betrachte, sehe ich alles. Ich weiß, was in deinem Innern vorgeht. Das ist klar, und dann muß es auch klar sein, meine kleine Frau, damit ich mich nicht verliere."

Sie sagte:

„Oh ja! Es scheint mir, als habe ich dir nichts mehr zu sagen. Ich werde alles sein, was du sehen wirst. So sind die kleinen Frauen. Sie haben einen kleinen Mann, man gibt ihn ihnen, man sagt: Sieh, wie schön er ist! Nun ist er schön, und das wirkt derartig auf sie, daß sie werden, wie ihr kleiner Mann."

* * *

Acht Tage vergingen. Man kann sagen, daß sie nicht Zeit gehabt hatten Atem zu holen. Und alles war leicht, das Leben drechselte ihnen unaufhör-

lich schön gestaltete Tage. Sie halfen ein wenig mit dem Fuß, mit der Hand nach, gerade soviel, um zu merken, daß nichts von selbst geschieht.

„Und jetzt," sagten sie, „braucht man nur weiter zu gehen: um uns ist die Welt richtig auf ihrem Platz, weil wir der Mittelpunkt sind. Ich werde Raphael nie vergessen, weil ich dich durch ihn kennen gelernt habe."

Und Marie fügte hinzu:

„Ich fürchte ihn nicht. Wenn er kommt, werde ich ihm sagen: ‚Du mußt mich in zwei Teile teilen.' Nein, ich werde ihm sagen: ‚Sie müssen mich in zwei Teile teilen. Die linke Hälfte heißt Jean, und die rechte Hälfte heißt Marie.' Und dann enthält die rechte Hälfte noch viel von der linken Hälfte."

Jean schrieb ihm:

Mein lieber Freund!

Erlaube mir, Dich so zu nennen, damit ich glauben darf, daß ich Dir nicht unrecht getan habe. Ich glaube Dich neben mir zu sehen, Du sitzt an meiner Linken, ich sehe Dich mit Deinen Augen, Deinem Kopf und Deinem Mund, und an Dich schreibe ich, das heißt an jemanden, den ich berühren kann,

wenn ich die Hand ausstrecke. Und diesen Brief schreibe ich nicht, wie man ein Buch schreibt, mit den Gedanken; ich fühle ihn zuerst, ich folge ihm darauf, und ich weiß, daß er jemand trifft, der mir gleicht. Ich weiß, wo er ihn trifft, ich möchte die Falte, die sich um seinen Mund bilden wird, verwischen, und wenn er weinte, würde ich bei ihm die Entstehung der Tränen empfinden und alles das, was sie auflösen müssen, um sich Bahn zu schaffen. Ich liebte Dich, ich stützte mich auf Dich, ich hatte das Bewußtsein, daß ein Teil Deines Körpers unter meiner Last nachgab, aber sich dabei doch so stark fühlte, daß er sich vor dem Verbiegen nicht fürchtete. Für alles das danke ich Dir, Raphael. Und ich kostete von der Freundschaft. Kennst Du Freundschaft? Ich verglich mich mit Dir, ich verglich Dich mit mir, ich fühlte mich größer, weil ich Dich verstanden hatte, ich fühlte mich stärker, weil Du mich verstandest, und meine Seele, die über ihre Grenze hinwegschritt, stützte sich auf die Deine, wenn sie weit zu gehen hatte.

Ich schreibe Dir heute. Ich weiß, daß dieser Tag für jeden von uns gewichtig sein wird.

Marie und ich, wir lieben uns. Es scheint mir, als wäre sie von den höchsten Gipfeln des Lebens zu mir herabgestiegen, durch ihre eigene Kraft und durch den natürlichen Gang der Dinge. Ich mache Phrasen, aber siehst Du, das geschieht nicht, um Dir mein Gefühl größer erscheinen zu lassen, sondern weil wir Menschen einfach nicht die Gabe haben, menschliche Wahrheiten auszudrücken. Verdamme mich nicht, Raphael. Niemals habe ich das Bewußtsein gehabt, die Freundschaft, die ich für Dich hege, verraten zu haben. Es ist nicht meine Schuld. Ich sage noch mehr: vielleicht ist es die Deine. Du hast mir Marie übertragen, Du hast geglaubt, daß es dabei bleiben würde, daß Du die Dinge durch die Macht Deiner Geste würdest aufhalten können. Das war sehr anmaßend von Dir. Es gibt echte Triebe, die der Hochmut nur beschleunigt.

Ich werde Dir keins meiner Gefühle schildern, denn Du könntest darauf antworten. Eins nur: Du mußt sehr stark sein. Hier handelt es sich um drei Wesen. Ein doppeltes Glück steht auf dem Spiel, Maries und meins, und jede andere Ver-

bindung würde Dir nur Leiden schaffen. Die Menschen sind gleich, ein Schmerz wiegt den andern auf, aber es gibt eine Einschränkung des Schmerzes. Du kannst mit Marie nicht mehr glücklich sein, denn Du weißt alles. Wähle von Deinen Übeln das, was die höchste Großmut in sich birgt, und vielleicht wird Dir Dein Opfer einen ehrlichen Stolz einbringen, auf den Du Dich wirst stützen können.

Ich will Dir nur noch eins sagen, daß ich leide, und daß ich mich schäme und noch mehr als einmal durch mein Glück leiden werde, weil ich es Dir geraubt habe. Raphael, ich sage es Dir ohne Selbstsucht: Du bist besser dran als ich.

Jean Bousset.

Fünftes Kapitel

Mehrere Tage verstrichen. Jean ging wieder in sein Bureau und lebte jetzt ein Leben, das innere Kräfte, wie Wogen aus der Tiefe, vor ihm hertrieben. Marie blieb zu Hause und benutzte zunächst ihre Einsamkeit, um all dies Neue in sich aufzunehmen, dann um in ihrem Kopfe gewisse Gedanken umherwandern zu lassen, die ihr diese Aufnahme erleichterten und die sie in Eile versetzten, weil sie fürchtete, daß alles, was man ihr bot, plötzlich zurückgezogen werden könnte. Sie vergnügte sich auch:

„Mein kleiner Jean ist blond, seine Haare sind fein. Mein Großvater sang ein Lied:

> Ich kämmte mich Festtags und Sonntags
> Mit einer Harke, mit einer Harke.

Mein kleiner Jean ist nicht so. Er hat niedliche kleine Hände. Ich werde sie ergreifen, ihnen

ſagen: Guten Tag, meine kleinen Margueriten-blüten! Nur verſteht er ſich nicht anzuziehen. Ich glaube, weiße Krawatten würden ihn am beſten kleiden. Das wird ihn roſig machen, und wir werden vornehm ausſehen. Ich werde ihm ſagen: Du haſt durchgeiſtigte kleine Ohren. Ich habe das in einem Buch geleſen. Er iſt gelehrt. Wir werden ſehr reich werden."

Da ertönten mitten durch die tiefe Stille drei Schläge an die Tür, brachen die widerſtrebendſten Gedanken und nahmen in dem Zimmer Platz, als ob das Bett, der Schrank und die Wünſche nur furchtſame Kinder geweſen wären.

Sie blieb ſitzen, als die Schläge aufhörten; es war ihr, als ob ſich in einem Punkt ihres Körpers eine Kugel bildete, die dem Weg des Blutes folgte, ſtieg, rollte und ſich in ihrer Kehle feſtſetzte, trotz eines ſchweren Seufzers, der ſie hinausſtoßen wollte. Dann erfolgten beharrlich und kräftig drei neue Schläge, während deren ſie wie ein ein-ziges krankes Herz ſchlug und ein Zittern, ein Krampf ihrer Kinnbacken jeden der Schläge an die Tür begleitete und ihnen alsbald nachgab. Sie

litt zu sehr, um so zu verharren, die Schläge ertönten von neuem, und in dem Zimmer war eine Frau allein, die von der Furcht gezogen wurde und ihr gehorsam folgte. Sie öffnete weit und ließ Raphael eintreten mit einer so fügsamen Bewegung, daß er selbst die Tür schließen mußte. Er sagte:

„Du bist verrückt, Marie."

Er legte ihr die beiden Hände auf die Schultern, und unter dem gewohnten Blick nahm ihr Körper wieder die gleiche Krümmung an, die auch der Zweig annimmt, der lange von dem gleichen Saft mit einer Früchtelast beschwert wird. Er sagte:

„Du glaubst also, daß man vier Jahre mit einem Mann zusammenleben und dann einfach alles abschütteln kann?"

Dann nahm er sie fest in seine Arme, suchte ihre Lippen und fühlte in ihr vier Jahre der Jugend, der Gewohnheit wieder erstehen, alles das, was lange genug gedauert hatte, um ewig zu dauern. Mit Feuer versenkten sie sich ineinander, ihre Herzen schwollen, und sie schienen bis auf den

Grund gehen zu wollen, um das zu suchen, was sie vergessen hatten. Marie war es wie einem Verirrten, der wieder heimfindet, und sie fühlte in ihren Gliedern ein unerklärliches Wohlbehagen, das sich lautlos neigte, wie das Glück, wenn es uns nachgibt.

Sie sagte:

„Wirklich, ich war verrückt."

Und nun wurde alles klar, ging in einem langen, in einem einzigen Kuß von Raphael auf Marie über, und seltsam verschmolzen ihre Körper ineinander, die sich wieder zu einen schienen.

Sie gehörten einander an, es mußte sein, damit sie fühlten, wie sie zueinander standen, dann erhoben sie sich ohne Verwirrung, lehnten ihre Schultern aneinander, und es war wie ein Bild, das zwei Nationen darstellt, die den Frieden erkämpft und soeben den Vertrag unterzeichnet haben.

Da sagte Marie:

„Als es klopfte, war ich ganz sicher, daß du es warst."

Raphael sagte:

„Zieh dich an und packe deinen Koffer. Ich

bringe dich noch heute abend nach Lyon. Da bist du besser aufgehoben, bis die Ferien vorbei sind."

Sie setzten sich für einen Augenblick, rückten die Stühle aneinander, faßten sich an den Händen und fühlten, wie seltsam es ist, wenn eine alte Liebe ihren verlorenen Platz wieder einnimmt. Diese alte Liebe einte sie ganz selbstverständlich und war die Ursache, daß es Marie schien, daß sie nichts Neues mehr empfände und ihre eigene Hand berührte, als sie Raphaels Hand nahm. Sie sahen sich an; sie hatten das Gefühl verloren, daß etwas vor sich gegangen, daß Raphael plötzlich zurückgekehrt war. Vier Jahre des engen Beisammenseins waren ihnen gewärtig, und sie spürten das Leben, wie eine Frucht es vielleicht spürt, und erkannten, daß kein flüchtiges Gesetz sie geeint hatte, sondern das Gesetz des lebendigen Lebens selbst, das niemals endet.

Sie erhoben sich, öffneten das Fenster und blickten auf die Seine, und behaglich schwebten beide über sie hinweg, ohne sich auch nur mit dem Ellenbogen zu behindern. Und wenn Marie ge-

ſagt hätte: ‚Die Seine fließt,‘ hätte ſie im voraus Raphaels Antwort gewußt.

Er fragte:

„Hat dir dein Großvater geſchrieben?“

„Nein, ich bin ſicher, daß er alles weiß.“

„Das tut nichts, Liebchen, du wirſt bei der Mutter Zoé bleiben, iſt dir das unangenehm?“

„Im Gegenteil, ich werde umſo freier ſein.“

Und weil ſie dicht beieinander waren, ſtrichen ſie ſich gegenſeitig leiſe mit der flachen Hand über den ganzen Körper, mit jenem Bedürfnis, das die Menſchen manchmal empfinden, zu ihrem Urſprung zurückzukehren und ſich wieder friedlich zu allem zurückzufinden, was ſich nicht geändert hat. Maries Hüften waren an ihrem alten Platz, eine von ihnen dehnte ſich aus und lebte auf, als Raphaels Arm ſich um ſie ſchlang.

Etwas ſpäter begann ſie ihre Sachen einzupacken; ſie richtete ſich in dem kleinen Vorraum ein, während Raphael ſich hinſetzte, ſeine Pfeife rauchte, ihren Rauch und zu gleicher Zeit zwei oder drei gewöhnliche Gedanken verfolgte, die ihm, wie immer, ſein Kopf eingab.

Gegen sechs Uhr kam Jean. Er hatte eine Art zu klopfen erfunden: Bum, bum, bum, bum, bum, um Marie vor jeder Überraschung zu bewahren, und weil er wußte, daß es dem Guten genügt, sich anzukünden, um das Böse zu vertreiben. Sie öffnete die Tür. Er trat herein, war kaum erstaunt, fand sich sofort zurecht und fühlte deutlich, wie jenes besondere Blut, das ihn während der Tage seiner Liebe getrieben hatte, sich in das Herz zurückzog, kraftlos wurde und sich verbarg. Raphael sagte:

„Du bist bleich, Jean. Ich will dir nichts Böses tun, gib mir einen Kuß."

Sie faßten sich bei den Händen, vertieften sich ganz in den gleichen Gedanken mit einer solchen Unbefangenheit, daß Jean sagte:

„Und du gib mir auch einen Kuß."

Raphael hatte etwas Zärtlicheres, und Jean erfuhr, daß Männerküsse weich sind. Darauf sagte Raphael:

„Gestern morgen habe ich deinen Brief bekommen. Ich arbeitete mit meinem Vater. Er hat mir eine Einwendung machen wollen. Ich sagte zu ihm: ‚Alter Esel.' Mein Vater ist ein strenger

Mann. Nie hatte ich mir bis dahin ihm gegenüber etwas zu schulden kommen lassen."

„Nun zürnst du mir wohl?" antwortete Jean.

„Aber nein," sagte Raphael, „ich bin dir nicht böse. Niemand kann dir darum böse sein. Es wird nie Streit zwischen uns geben. Du, du liebtest mich, so wie ich war. Und mir wäre es schwer gefallen, dich nicht lieb zu haben. Du bist so klug, und deine Stimme kommt aus dem Herzen. Ich kann mich nicht gut ausdrücken, aber wenn du sprichst, sprichst nicht du, sondern jemand, den man in sich selbst fühlt. Und das ergreift. Und wenn man antwortet, spricht man nicht zu dem andern, sondern zu sich selber. Du hast den Ton angegeben. Ich habe dich nicht gehaßt, als ich deinen Brief empfangen habe. Wie soll ich es dir erklären? Ich habe philosophiert. Ich habe gedacht: so liegen nun einmal die Dinge, und so handelt ein ehrlicher Mann."

„Ich danke dir," sagte Jean. „Aber weißt du, was ich gleich beim Eintreten begriffen habe? Die Tür hat sich geöffnet, du warst da, ich spürte deine Schwere. Du weißt, es gibt einen plötzlichen Blitz-

ſtrahl, und man verkündet, daß Gott dereinſt die Lebenden und die Toten mit einem blitzartigen Erkennen der Wahrheit richten wird. Oh gewiß! ich habe verſtanden. Ich hatte meine Wahrheit wie ein Feld umgrenzt, ich hatte viele Pfähle geſteckt. Ich dachte: es genügt, daß die Wahrheit die Wahrheit iſt, laſſen wir ſie doch leben und tun, was ſie will. Aber du, deine Wahrheit war viel einfacher, und ſie hatte das, was der meinen fehlte: ſie war gewichtiger. Und ſogleich habe ich verſtanden, daß du Marie fortnehmen würdeſt."

„Ja, ich nehme ſie mit."

Und für kurze Zeit ſchritt Jean durch das Zimmer, ging noch einmal jeden Punkt durch, dachte wieder über alle Geſchehniſſe nach, und plötzlich gewann er innerlich eine Klarheit, die ihn auf die rechte Fährte trieb.

„Er nimmt dich mit, Marie?"

„Er nimmt mich mit."

Er ſetzte ſich wieder hin.

„Ich muß mit dir ſprechen, Raphael, ſiehſt du, ich muß mit dir ſprechen. Glaube nicht, daß ich dich rühren oder dir ſchmeicheln will, wie

Frauen tun, wenn man ihnen verzeihen soll. Glaube auch nicht, daß ich mich rechtfertigen will. Übrigens weiß ich noch nicht, was gleich geschehen wird. Sieh, jetzt, wo ich mit dir spreche, erfahre ich zuviel Dinge. Du siehst, hier, das ist mein Herz, hier, das ist mein Kopf, es scheint mir, daß es zwei entfernte Länder sind. Was ich zu tun habe, werde ich erst ein wenig später wissen. Du bist mehr wert als ich. Ich sage es dir. Lange glaubte ich, daß der Mensch sich beurteilen kann, wenn er im Frieden mit sich selbst ist und Zeit zum Überlegen hat. An einem Tage, wie der heutige, wird der Mensch sich über sich selber klar. Du bist gekommen, ich war nicht da, ich bin sicher, daß du nur wenig zu sagen brauchtest. Du bist gekommen mit deiner Lebenskraft, mit deiner Art, die menschliche Materie in deine Hände zu nehmen und sie vor dich hinzustellen. Ich weiß nicht, ob du sie ganz durchdringst, ich weiß nicht, ob du sie verstehst, aber ich weiß, daß du sie besitzst. Siehst du jetzt: Du bist hier, du sprichst. Du hast gut sprechen, du, du hast deine Eroberung vollendet, du hast dich festgesetzt, für dich ist der Augenblick gekommen, in dem du

nachdenken kannst. Aber ich, ich bin der schlechte Heerführer, der noch nach Gründen sucht. Deshalb sage ich dir, daß du mehr wert bist als ich. Ich habe das früher nicht geahnt."

„Ja," sagte Raphael, „so seid ihr. Ihr habt ein so gutes Herz, daß ihr nicht einmal wißt, wohin es euch führen kann. Und wenn ihr am Ende angelangt seid, sagt ihr: ‚Da wären wir nun, ich hatte recht, ich bin geradeaus gegangen, und ich hatte recht, weil ich angekommen bin.' Nur daß ihr nie dorthin kommt, wo ihr hinzukommen dachtet. Du kannst es an dir selber sehen. Siehst du, Alter, ihr seid Dichter. Ihr verliert eure Zeit. Ihr denkt, ihr sprecht, ihr sagt: ‚Ich erwarte etwas, es ist noch nicht gekommen, aber es wird schon eines Tages kommen.' Und ich sage dir ‚nein', wenn es nicht sofort kommt, kommt es nie. Und unterdessen redet ihr."

„Gutes Herz," sagte Jean, „gutes Herz . . . vielleicht. Höre einmal: Selten habe ich in meinem Leben empfunden, daß es einen andern Menschen gibt. Glaube nicht, daß es Egoismus war, denn ich habe gerade niemals begreifen können, daß zwei Men-

schen sich nicht verstehen. Ich spürte zu sehr den Menschen in den andern, um nicht ein wenig von mir aufzugeben. Und du siehst, daß wir uns von Anbeginn verstanden haben. Du sagst: nie wird es zwischen uns Streit geben. Und meinst, zwischen dir und mir, weil ich dein Freund bin. Aber du könntest mit einem andern streiten. Ich, ich mache jetzt eine große Entdeckung. Ich verstehe, daß Menschen wie ich in ihrem Körper einen Instinkt, Zähne, Fäuste besitzen, die nicht die meinigen sind. Und was ich sage, ist lächerlich, aber es gibt Leute, welche das Offenbare erst im letzten Augenblick entdecken. Du hast auf der Straße junges Lumpengesindel gesehen. Du kennst jenen Blick, voll Sicherheit und Selbstvertrauen, jenen Menschenblick, der sich dreist erhebt und der daran denkt sich zu verteidigen, noch bevor man daran gedacht hat, ihn anzugreifen. Diese haben die Wahrheit vom ersten Augenblick erkannt. Einst sagte ich: In mir ist zuviel Schwäche und zuviel Gemeinschaftsgefühl. Welches Drama, welches Abenteuer, welches Unglück wird mich mitten in das Leben schleudern und mich den Kopf so hoch tragen lassen,

wie man ihn tragen muß? Es scheint mir, daß nun der Tag für mich gekommen ist, den ich herbeigerufen habe. Sieh, wir tun uns heute weh, wir tun uns ganz sachte weh. Aber ich weiß nun, daß zwei Menschen sich weh tun können. Und das ist meine Entdeckung."

Dann folgte ein langes Schweigen. Raphael war ruhig und gefaßt. Jean saß, er wußte nicht aus noch ein, überlegte noch, und jetzt, als er einer einfachen Handlung gegenübergestellt wurde, als er hätte kämpfen müssen, um seinen Anteil zu wahren, blieb er ruhig auf einem Stuhl sitzen und fühlte, wie ihn ein Zögern ergriff. Von einem Punkt zum andern, vom Kopf zu seinem Herzen war der Weg zu verwirrt, und wenn ein Gedanke für einige Zeit gekämpft hatte, ging er seinen Weg wieder zurück, begegnete einem andern, vermischte sich mit ihm, bildete eine seltsame Verbindung, einen allzu engen Zusammenhang, als daß ein Funke, selbst der der glühendsten Liebe, ihre allzu zahlreichen Elemente auf ihre einfache Form hätte zurückbringen können.

Er sah Marie an. Auch sie saß da, ihre Blicke

waren niedergeschlagen, man sah nichts von ihren Augen, ihr Körper war bewegungslos, als ob sie zwischen ihren beiden Armen hätte fortfließen mögen, um diesem Auftritt zu entgehen und für immer zu verschwinden; so voll Scham war sie, daß ihr Gesicht dadurch größer schien. Er sah sie, hüllte sie für einen Augenblick mit seinen Gedanken ein, wurde noch einmal von dem Strom vergangener Tage fortgerissen und von ihm zu einem wilden Glück zurückgeführt, zu einem Wirbel des Glücks, dem er sich nicht mehr zu entziehen vermochte. Er war bleich, sein Herz schlug in einer großen Erregung und trieb sie durch sein Blut, und sein Blut pochte gegen das Fleisch seines Halses. Er stand auf:

„Raphael, weil du es nun einmal bist, der es mir bewilligen muß, bewillige es mir ohne Umschweife. Du weißt wohl, daß ich mich nicht sofort ergeben kann. Tue es für sie und für mich. Vielleicht hat sie sich geirrt. Du bist da, mein Freund, es scheint mir, daß du noch mein Freund bist. Aber was sie und mich anbetrifft, dachte ich: Es wird keine Zeit mehr geben, wo ich nicht da sein werde, wenn ihr etwas zustößt. Heute stößt ihr etwas zu.

Und dann werde ich so traurig sein, wenn ihr fort sein werdet. Laß uns für eine Viertelstunde ganz allein, sie und mich. Ich will sie zum Sprechen bringen, ich will sie dazu bringen, daß sie es mir sagt. Nichts hindert dich, mir das zu erlauben, nicht wahr?"

Raphael zuckte die Achseln.

„Armer Kerl, was du dir einbildest ... Nun, du sollst sehen, daß ich nicht schlecht bin."

Er stand auf und ging hinaus. —

Als Jean auf Marie zuging, war er noch ganz unbefangen, und weil sein Herz von Liebe erfüllt war, meinte er mit einem Schlage das Wunder vollbringen zu können, wie man ehemals durch Händeauflegen heilte.

Er sagte:

„Du bist verrückt, Marie."

Dann faßte er sie an beide Schultern, kehrte sie zu sich, blickte ihr voll ins Gesicht, mit zwei Augen, die sich bis auf den Grund öffneten, um ihr seine innersten Empfindungen zu zeigen; und mit einer hingebenden Bewegung seines Kopfes, als ob er jeden Willen eindämmen und den Schmerz aus

seiner Brust in die Augen steigen lassen wollte, sagte er:

„Blicke mich an, sieh doch, wie ich leide."

Er neigte sich zurück, verschärfte, was er von seinem Leben absterben fühlte, streckte es rechts hin, dann nach links und sah so aus, wie ein Bettler, der ein verkrüppeltes Glied entblößt und es zeigt, oder wie ein Arbeiter, der sein neustes Werk in seinen Händen hält.

Sie sah das, entzog sich ganz seinen Blicken, verbarg mit den Händen ihr Gesicht, und in dem Versteck, das sie in der Tiefe der geheimnisvollsten Falte suchte, die uns zum Frieden und zum Vergessen in einem Winkel unseres Herzens eigen ist, erfaßte sie ein Zittern; selbst ihre tiefste Seele schwang mit und zeigte sich nur zitternd.

Er sagte:

„Du zitterst, Marie. Du mußt nicht zittern. Ich wußte, daß er wiederkommen würde. Sieh, du zitterst noch immer."

Und er bemächtigte sich ihrer, küßte ihre Finger, küßte ihre Bewegung, küßte alles, was er erfassen konnte.

„Du zitterst noch. Sage, zitterst du?“

Und mit einer wunderlichen Bewegung glitt er mit der Hand über sie hin, wie man etwas Krankes streichelt, einreibt, mit einem Gefühl, als müßte er irgendwo in ihrem Körper das wichtigste Organ des Glückes wieder einrenken, das der Schmerz verschoben hatte.

„Ja, ich zittere.“

Sie sprach ganz leise und verbarg sich wieder, um dieses Geständnis zu machen.

Da umschlang er sie, umgab sie mit einer impulsiven Zärtlichkeit, suchte alles, was er Gutes für sie finden konnte, und glich einer Vogelmutter, die ihre Flügel ausbreitet. Er wußte nichts andres, als sich selbst zu geben, und sagte:

„Jetzt zitterst du nicht mehr so.“

Sie flüsterte:

„Ja.“

Er sagte:

„Sage mir, was ich tun soll. Ich habe nichts gesagt, während er hier war. Ich wußte nicht, was ich nach deiner Ansicht tun sollte. “

Und er fuhr fort:

„Siehst du, was mir Kummer macht, ist, daß du eines Tages weinen könntest. Du hast kaum geweint in deinem Leben. Du weißt noch nicht, wie das tut. Du wirst es kennen lernen. Das ist sehr traurig, und du weißt noch nicht, was man den Weg der Tränen nennt. Meine kleine Marie, die Tränen bahnen ihn sich von selbst in deiner Brust, sie sind hart und stark, sie reißen alles nieder, was ihnen begegnet. Du wirst weinen, wenn du fern von mir bist. Du solltest lieber bei mir bleiben, weil ich dich besser trösten könnte."

Er zog ihre Finger fort, die sie vor ihr Gesicht hielt, hob ihren Kopf hoch, der schwer auf den Fingern lag, wollte ihr so gern in die Augen sehen, um besser zu ihr zu dringen; und er hätte sie so gern ganz nackt in ihrem Schlupfwinkel und in ihrem Geheimnis erfaßt, und er hätte sie gern aufgehoben und wie ein gefallenes Kind davontragen mögen.

Aber sie blieb so, wie sie war, einfach, zitternd, verwundet, in sich zusammengesunken, und in einem Eigensinn, der immer wieder den Zugang zu ihr versperrte. Bald brachte sie ein Wort heraus: „Nein . . . das ist unmöglich . . .," das Jean

geraden Wegs traf, bald preßte sie ihre Hände auf Augen und Mund, und streckte dem Leben die beiden Ellenbogen entgegen, um so besser ihren Leib zu schützen. Er fragte:

„Hast du mich geliebt, Marie?“

Er hatte das erwartet, aber er hatte erwartet, daß ein Schlag ihm die Stunde anzeigen und die Zeit einteilen und daß ihm wenigstens Muße gelassen würde, ihn richtig zu empfangen.

„Du hast mich geliebt, Marie! Sprich doch. Du zitterst . . . Siehst du, du zitterst noch. Hast du mich geliebt? Ich will dir ja nichts Böses tun.“

Und sie sagte immer nur:

„Nein, es ist unmöglich ... nein, es ist unmöglich.“

Dann versteckte sie sich bis ins Innerste.

Nun versuchte er das letzte; er hielt mit Sprechen inne. Mit der linken Hand riß er ihre beiden Hände herunter, mit der rechten und mit einer Bewegung, die ihm selber fremd war, stieß er sie an die Wand zurück, auf den Stuhl, der dort stand. Dann stemmte er ein Knie auf ihre Brust, daß sie aufrecht blieb, beugte sich zurück und knickte ihr die Arme, wie ein Holzhacker, der nach einigen Axt-

schlägen sich noch einmal aufstützt und tief Atem schöpft, um dann mit voller Kraft den letzten Knoten zu zerhauen, der den Ast noch mit dem Baum verbindet. Er neigte sich, preßte seinen Mund auf ihren Mund und sog sich daran fest, wobei ein dumpfes Geräusch, dem Spinnen einer Katze ähnlich, das seinen Rücken entlang zu gleiten schien, bewies, welche Süßigkeit er schlürfte. Aber sie preßte die Lippen zusammen, zog ihre Zunge ein, klemmte die Zähne aufeinander, und ganz in sich zusammengekrümmt, stumpf, unerbittlich, unempfindlich, hielt sie sich von ihm fern, mit einem so hartnäckigen Schweigen, daß er sie ohne Bedenken hätte schlagen mögen, wie man ein Stück Holz schlägt. Er seufzte: Ach, ach! und fühlte, wie plötzlich etwas in ihm zerriß, ließ sich ganz los und fiel mit der ganzen Kraft, die ihn nach der andern Richtung zog; er fiel und wollte auch fallen.

Seine Verzweiflung war neu, er gab sich ihr völlig hin, entdeckte sie und blieb lang auf dem Boden liegen, wand sich, schlug um sich, von einer starken Empfindung übermannt. Mit seinem Kopf brachte er sie zum Ausdruck, er schlug mit dem Schä-

del dumpf auf, rollte bis zur Mauer, erreichte sie endlich, stieß an sie, als ob er da seinen neuen Weg gefunden hätte und sich auf ihn werfen wollte. Er verlangte nichts andres, nur daß man ihm dieses erlaubte, und daß er mit immer größerer Härte das wilde Tier der Liebe in sich ertötete, das sich noch aufbäumte und ihn bis zum Ersticken erfüllte.

Eine Weile empfand Marie nicht einmal etwas wie Mitleid. Jeans Seufzen wurde stärker, er fuhr damit fort, gab dies Schauspiel preis mit der letzten Hoffnung, vielleicht durch den Gedanken an seinen Tod die Lebenden aufzurütteln und sich zurückzugewinnen. Und wirklich ging ein Zittern durch ihren Körper, die Vergangenheit stieg vor ihr auf, erweckte in ihrem Herzen ein Heer schlafender Empfindungen, das sie dort fühlte, und sie wandte sich zu dem Mann mit ihren beiden Armen, mit denen sie seine Schultern und seinen Kopf hochhob. Er streckte sich dem Trost entgegen, überließ sich ihm, um ihn ganz zu empfinden und ein Kinderglück wieder geheilt zu sehen, das er eines Tages, ohne daß er sich der Ursache erinnerte, in seiner Brust zerstört hatte.

Sie gingen langsam, sie legte ihm die beiden Hände wie eine Stütze unter das Kinn, er lehnte sich an sie, machte es sich ein wenig bequem und empfand von neuem ein sanftes Gefühl, das die schmerzenden Stellen linderte, fühlte ein zartes Berühren und durchlebte schweigend die Gefühle des Verwundeten, dem man zu Hilfe kommt.

In diesem Augenblicke klopfte Raphael an die Tür, um sie zu benachrichtigen, erschien und stand mit beiden Füßen im Zimmer. Mit einem Satz richtete Jean sich auf und erreichte den nächsten Stuhl; die Luft, in der er saß, erschien ihm merkwürdig, es war eine beengte, grelle Luft, die zwischen den beiden Wänden die Welt begrenzte und ein Leben bildete, dem er den Rücken kehrte. Und es war traurig: so tritt man zu Kranken ein, ohne Bedenken, man legt sie wegen des Fieberzustandes ohne weiteres ins Bett, man ist ungerecht, hart, man berücksichtigt nicht einmal ihren Willen.

Raphael sagte:

„Sieh mal, du bist noch ganz verstört. Du siehst, ich hätte besser getan, nicht fortzugehen. Aber, aber, du wolltest es ja."

Jetzt sprach er von Verantwortung.

„Siehst du, Alter, ich war im voraus sicher. Ich weiß, daß sie mich liebt, ich habe Beweise dafür gehabt. So verstehe doch! Mich liebt sie! Man verläßt seinen Großvater nicht eines Mannes wegen, den man nicht liebt. Seit vier Jahren sind wir zusammen. Glaubst du, daß man vier Jahre bei einem Manne schlafen und es dann einfach vergessen kann! Soll ich dir sagen, wie sie mich empfangen hat? Sie hat mich mit offenen Armen empfangen, sie hat mir gesagt: Ich war verrückt! Soll ich dir auch sagen, weshalb sie dir gut war? Aus Trotz hat sie dich geliebt, weil ich ihr nicht geschrieben, weil ich ihr kein Geld für die Reise gesandt habe. Das war auch unrecht. Sie hat es mir nicht gesagt, aber ich weiß es. Du verstehst wohl, daß man von seiner Frau fortfahren kann, ohne daß man immer Zeit zu schreiben hat. Wenn das nicht wäre, würden die Ehemänner . . . So was ist gut für die erste Zeit. Siehst du, Alter, ich habe dir alles gesagt, was ich dir zu sagen hatte. Du mußt nun zu dir kommen."

Jean sagte:

„Sie hat mir gesagt, daß du ihr einen Fußtritt in den Leib versetzt hast.“

„Marie, ich soll dir einen Fußtritt in den Leib versetzt haben?“

Er ging auf sie zu, zog ihr die Arme herunter, hinter denen sie sich wieder verbarg, und nahm ihre beiden Hände in eine Hand. So stand sie im Licht, ganz scharf sichtbar mit ihrem erschütterten Gesicht, das aussah wie eine Wunde, die man bedeckt hat.

„Marie, ich soll dir einen Stoß vor den Leib versetzt haben?“

Sie sagte:

„Laßt mich, ihr seid alle beide schlecht.“

Dann wandte sie sich wieder ihrer Ecke zu.

„Ich sehe,“ sagte Raphael, „du kennst die Weiber nicht, du, du bist ein Mann. Ich muß wissen, wie sie dir das erzählt hat. Du, du sprichst, du denkst: alles was ich sage, ist wahr, es genügt mir, recht zu haben. Du würdest warten, du würdest wissen, daß man dir eines Tages recht gibt. Aber sie, sie sind wie Kinder. Man darf ihnen darum nicht böse sein. Sie wollen sofort recht haben, und darum lügen sie einem was vor. Ich weiß nicht,

weshalb sie dir diese Geschichte erzählt hat. Vielleicht habt ihr von mir gesprochen. Sage nichts, ich bin dir darum nicht böse, ich kenne auch die Männer. Du sagtest irgend etwas, und da wollte sie nach Art der Kinder recht haben, wollte noch mehr sagen als du, wollte noch mehr recht haben."

„Ach, Alter," sagte Jean, „du bist gut. Ich versichere dir, daß du gut bist. So ist es also gar nicht einmal wahr, daß du ihr Fußtritte in den Leib versetzt hast! Heute siehst du alles, was du mir hättest antun können. Und nichts davon hast du getan. Du blickst mich an, du verstehst mich, du sagst: So handelt ein ehrlicher Mensch. Ich habe dir Kummer verursacht. Wenn du dagewesen wärst, hätte ich gespürt, wie die Sache lag. Du weißt, daß wir Menschen nicht weiter denken, als wir mit den Händen greifen können. Ich dachte: Wie kann es einen Menschen geben, der so grausam ist, mich an meinem Glück zu hindern? Und unterdessen war ich es, der dich in deinem Glück hinderte. Du siehst, wie gut du bist, Raphael. Soll ich dir etwas sagen? Ich werde es dir sagen. Was mich am meisten erstaunt, sind die Reden, die du

mir gehalten haſt. Du haſt ſehr klug zu mir geſprochen, ich hätte das nicht erwartet. Ich dachte immer: ‚Das iſt ein unbeholfener Kerl, es geht irgend etwas in ſeinem Innern vor, aber er iſt ſchwerfällig, und es dringt nicht viel bis zu ſeinem Gehirn.‘ Und nun ſehe ich, daß es gerade umgekehrt iſt, daß bei dir ein gerader Weg, eine direkte Verbindung vom Kopf zum Körper führt, und daß du alles durchdringſt und darum deinen Weg nicht verlieren kannſt. Du haſt mir einfache und wahre Dinge geſagt. Ich bin zu kompliziert, vielleicht zu offenherzig, und ich verirre mich. Mein ganzes Leben lang habe ich mich geirrt. Erſt heute lerne ich die Menſchen und mich ſelbſt begreifen. Es gibt keine menſchliche Klugheit, es gibt Männer. Und du biſt einer. Du weißt, man lacht, man ſagt: ‚Um eine Kanone zu machen, nimmt man ein Loch und gießt Blei drum.‘ Man lacht darüber, und ſo wollte ich einen Menſchen ganz zuerſt mit meinem Verſtand machen. Aber ich werde ein Mann werden, Raphael. Fürchte nichts für mich, ich werde ſtark ſein. Ich rechne viel auf die Kraft meines Blutes. Ich werde meine Maſſe formen,

und dann werde ich mir einen Weg hindurchbahnen. Ich werde dir nacheifern. Du bist mein Lehrer, ich danke dir, mein Freund."

„Ja doch, ja doch," sagte Raphael. „Los, Marie, ziehe dich an. Wir wollen diesen Augenblick nicht zu sehr ausdehnen. Es ist doch alles fertig, nicht wahr?"

Sie gehorchte, tat sorgfältig alles, was nötig war, prüfte ihr Kleid, das sie auf dem Bett ausgebreitet hatte, und brachte daran eine Falte in Ordnung, hob es mit einem Arm hoch, um es auf den andern zu legen, ging in den Vorraum und schloß hinter sich die Tür, die sie nun verbarg. Als sie nicht mehr im Zimmer war, sprachen Raphael und Jean leise miteinander.

„Also ist es nicht wahr, daß du sie vor den Leib gestoßen hast?"

„Aber nein doch. Sieh mal, Alter, bin ich denn ein roher Kerl? Ich bin ganz wie mein Vater. Man ist anders, als man scheint. Ich kenne ihn: mein Vater hat ein goldnes Gemüt."

„Sie hat es mir aber doch gesagt, und sie hat mir auch gesagt, daß du sie geohrfeigt hast."

„Soll ich dir meinen großen Fehler eingestehen? Ich spreche nicht. Ich kann nichts dafür, ich spreche nicht gern. Wie willst du mich also kennen? Ich sage nichts. Aber ich liebte dich wie einen Bruder. Und sie, mein guter Alter, und sie!“

„Ach! Und ich, wie habe ich diese Frau geliebt! Du kannst dir denken, wie ich sie in diesen zehn Tagen geliebt habe. Aber nein. Es sind sechsundzwanzig Jahre her, daß ich sie liebte . . . sie war es. Ach Freund, ich werde nicht glücklich sein, wenn ich so allein bin.“

„Still! Da ist sie. Kommst du, Marie?“

Sie meinte:

„Soll ich mich vielleicht nicht einmal kämmen?“

In kurzem Unterrock stand sie vor dem Spiegel, sie hatte ihren Kleiderrock noch nicht übergezogen. Sie kämmte sich mit Sorgfalt und strich wieder über die Strähnen, die sie schon durchgekämmt hatte.

Jean neigte sich zu Raphael:

„Sieh nur, wie das sich in den Hüften wiegt, wie so eine Frau sich auf den Beinen hält.“

„Du glaubst vielleicht, daß sie leidet. Sie lei-

det weniger als wir. Aber durch die Sinne hält sie mich gefesselt, diese Frau."

„Was soll ich dir sagen, ich liebte sie zu sehr, um sie zu durchschauen."

Als sie fertig war, brachte sie ihre Taille, ihren Rock, ihren Gürtel in Ordnung, nahm ihren Hut, schlug ihren Schleier herunter und hielt sich aufrecht, nachdem sie den beiden einen Blick zugeworfen hatte.

„Wir wären so weit," sagte Raphael. „Wir sehen uns nicht mehr wieder. Armer Kerl! Sei stark!"

„Wir wollen uns küssen," antwortete Jean.

Sie küßten sich. Raphael sagte noch:

„Laß den Koffer vor der Tür stehen. Ich lasse ihn heute abend von einem Dienstmann holen."

Dann ging er hinaus. Sie folgte ihm.

Dritter Teil

Erstes Kapitel

In Lyon war es wie nach einer Entführung; sie spürte noch das Rollen der Räder und ein Lärmen in ihrem Körper, als ob in ihrem Schädel das Heer der Gefühle sich aufgemacht hätte, um einem neuen Ziele zuzuwandern. Als Raphael sie verlassen hatte, öffnete sie das Fenster, wollte mit niemandem sprechen, lehnte sich über die Fensterbrüstung, einsam und voller Verlangen, ihr Gesicht dem Tageslicht zuzukehren. Sie sah die Leute vorübergehen. Bei manchen wurde sie plötzlich aufmerksam und richtete ihre Blicke auf sie, wegen ihres Hutes, ihrer Haltung oder wegen eines Paketes, das sie in der Hand hielten; aber man wechselt ja mit den Hüten, und man kann seinen Handkoffer im Hotel lassen. Manche betrachteten die Hausnummern. Einer blieb lange auf einer Bank sitzen, die so entfernt war, daß sie ihn nicht erkennen

konnte. Manchmal neigte sie sich nach rechts, nach dorthin, wo die Stadt den Horizont versperrte, als wollte sie damit die ganze andere Welt abschließen und ihrer Träumerei ein Ziel setzen und als enthielte sie selber etwas viel Kostbareres. Und nun heftete Marie die Augen starr auf den Platz dort unten, spähte in die Menschenmenge, als wollte sie dort etwas wie eine Hoffnung entdecken und diese dann nicht mehr aufgeben, aus Furcht, daß ein Blick nach einer anderen Seite hin, eine Abschweifung sie wieder vertreiben könnte; denn die Hoffnungen sind eifersüchtig und kommen nur zu denen, die sie am eifrigsten suchen. Dann kamen wieder Augenblicke, wo sie sich einer andern Stimmung hingab, ihre Gedanken wanderten der untergehenden Sonne nach, ihre Blicke blieben am Licht haften, und sie fürchtete sich vor der beginnenden Nacht wie ein Kind und war traurig; sie hatte Angst, daß böse Gedanken das Glück verscheuchen könnten. Sie bereute vieles, wie Kranke, die ergeben und gefaßt sind, und die vermeinen, durch Sanftheit und Unschuld die Gefahr beseitigen zu können.

Eines Tages, ohne daß sie jemand erwartete,

klingelte es. Amélie ging öffnen. Marie blieb in ihrem Zimmer, und der Gedanke, daß man geklingelt hatte, daß alle Geschehnisse ihren Weg gehen und daß Jean, ohne daß jemand es vermutet hätte, ganz einfach aus Paris ankommen und klingeln könnte, versetzte sie in höchste Angst. Zwei Tage waren vergangen, für ihn Zeit genug, um hierher zu kommen. Man kann ja nie wissen. Schon bereitete sie sich für ihn vor, war ganz Hingabe, und ihre Seele strömte ihm entgegen, damit er sie aufnehme.

Am dritten Tage sagte sie:

„Ich will zu meinem Großvater gehen."

„Geh nur," sagte Amélie, „wenn du uns hier so ein Gesicht machst . . ." — —

Sie nahm nichts außer ihrem Sonnenschirm mit und sollte es nicht bereuen. Sie spielte mit der Spitze des Schirms auf dem Boden des Waggons und fuhr damit die Ritzen entlang, so daß der Staub sich zu jeder Seite aufhäufte; es kam ihr vor, als ob sie einen kleinen Erddamm aufwerfe. Einst während ihrer Klosterzeit, an einem Sommersonntag, saß sie mit ihrem Onkel und ihrer Tante im

Tête d'Or Park. Ein Priester ging vorbei. Sie schrieb in den Sand der Allee: ‚Der Herr Kaplan kann mir den Buckel lang rutschen.' Und als sie fertig war, zerbrach ihr Sonnenschirm. Aber es war nicht derselbe Schirm.

Ohne daß sie es merkte, war ihre Eisenbahnfahrt zu Ende. Jetzt hatte sie noch vier Kilometer zu Fuß zurückzulegen. Sie beeilte sich nicht, sie verfolgte mit ihrem Blick jeden ihrer Schritte und empfand es wohltuend, daß sie noch nicht da war. Das sah durchaus nicht wie ‚die Rückkehr ins Vaterhaus' aus. Dann kam der Augenblick, wo sie wußte, daß sie nun ganz nahe war; da wollte sie noch ein wenig nachdenken und setzte sich an den Rand eines Grabens. Jetzt konnte sie ihren Sonnenschirm gut brauchen: sie hörte Schritte hinter sich, und weil sie gerade dabei war, den Boden aufzuwühlen, hatte sie es nicht nötig auch nur einen Blick zu erheben. Dann, als sie nichts mehr hörte, überkam sie die Furcht, daß wieder jemand vorbeigehen könnte, und so stand sie auf und ging weiter.

Sie erkannte die Gittertür. Es war eine kleine, einfache Dorfgittertür, die schon dadurch,

daß sie da war, das Haus verschönte. Man stieß den rechten Flügel auf, er gab mit einem eigentümlich schrillen Tone nach, den man ganz nah fühlte, wie etwas Greifbares. Dann hatte man drei Stufen hinaufzugehen, spürte die Gartenluft, und es überkam einen ganz plötzlich die Empfindung, von einem leichten Mantel eingehüllt zu werden, der eine behagliche Wärme erzeugte, die man bis dahin vermißt hatte.

Sie kam nicht weit. Aus einem Winkel trat Basile, und sie waren beide erstaunt, als hätten sie es so vorausgesehen. Basile kam ohne viel Aufhebens, ohne viele Worte, angezogen wie gewöhnlich und mit seinen dicken gelben Stiefeln. Er trat aus dem Haus, er wollte seinen Gang durch die Felder machen. Sie stand vor ihm mit ihrem ein wenig flachen Gesicht. Er hatte sich recht verändert. Sein Bart war weiß geworden, und zwei Falten bemühten sich, eine eigentümliche Bewegung in seinem Gesicht zu unterdrücken, erbarmungslos dessen eigentlichen Ausdruck zurückzudämmen. Bei seinen Augen jedoch nützte ihm keine Zurückhaltung, und der Blick, der aus ihnen drang,

gab seine ganzen Gedanken preis. Man hatte den lächerlichen Eindruck, daß er beim Hervorbrechen die Augäpfel versenge. Er sprach, er öffnete den Mund, nicht ein Zahn fehlte ihm.

„Komm hier entlang. Großmutter hat dich noch nicht gesehen."

Er schritt weiter, er hatte drei Schritte getan, bevor sie sich entschloß, ihm zu folgen; dann wagte sie es nicht, ihren Schritt zu beschleunigen, um ihn einzuholen, so daß sie hinter ihm blieb.

Er wandte sich um und sagte:

„Wir wollen die Seitenwege gehen. Es ist weiter, aber wir werden dann nicht gesehen."

Er zog seine Uhr heraus.

„Ja, du hast mindestens drei Stunden Zeit, bevor der nächste Zug abgeht. Wenn du müde bist, kannst du dich setzen."

Alles ging gut, als Basile plötzlich jemand bemerkte.

Er sagte:

„Es ist immer dieselbe Sache, wenn man keine Leute treffen möchte. Wer ist denn das schon wieder? Ach ja, das wird Bidault, der Waldhüter, sein.

Da, gehe nach links. Wenn er vorbei ist, können wir unseren Weg fortsetzen."

Eine Hecke verbarg sie, er stand still, sie holte ihn ein, und sie gingen nun nebeneinander weiter.

Basile fragte:

„Wo wohnst du?"

„In Lyon bei Tante."

„Und du willst mich besuchen?"

„Ja."

„Es ist ja alles meine Schuld. Ich hätte dich nicht zu deiner Tante gehen lassen sollen. Du hast ja nicht viel getaugt. Aber du hast da noch eine gute Schule gehabt."

Sie gingen dahin. Basile mit seinen dicken Stiefeln trat bei jedem Schritt fest und sicher auf, zertrat auf dem kleinen trocknen Wege die Erdklumpen mit sicherem Tritt und ging seinen Weg, wie einfache Leute, die nur einen Gedanken haben und sich um nichts andres kümmern.

Tief senkte sie ihren Kopf, aber sie fühlte das Leben sie durchströmen und betrachtete manchmal einen Baum, einen Graben, in dem Gras sproß, oder blickte auch über die Hecke hinweg auf den neu-

gierigen Kopf eines Ochsen, an dem sie vorbeigingen und der sie anblinzelte. Sie hätte am liebsten gefragt: ‚Großvater, gibt es Ochsen, die blaue Augen haben?‘

Basile sagte:

„Also du bildest dir ein, daß du einfach so zu mir kommen kannst? Ich will jetzt nichts mehr unternehmen. Nächstes Jahr bist du einundzwanzig, da kannst du machen, was du willst.“

Es mußte etwas nach drei Uhr sein. Links von ihnen über den Bergabhängen, die sich an der Rhone erhoben, schien die Sonne den klaren blauen Himmel schmelzen zu wollen, und als sie in ihrer ganzen Glut auf die Felder fiel, war es, als ob sie alles ertöten wollte.

Marie sagte:

„Großvater, mir ist heiß.“

Er antwortete:

„Wenn dir auch heiß ist, wir müssen vorwärts gehen. Ein Stückchen weiter ist Schatten. Was ich dir zu sagen habe, werde ich dir sagen, wenn wir uns hingesetzt haben.“

Es war ein gewöhnlicher Spaziergang, wie sie

ihn so oft in den Ferien mit ihrem Großvater gemacht hatte. Damals als sie irgend ein unschuldiges Wort in die Unterhaltung warf und es ihnen beiden zu ihrem Glück genügte, über irgend einen Zweig zu plaudern. Nun schlängelte sich der Weg um eine Wiese herum, ging talabwärts und schmiegte sich an den Abhang, wie ein düsterer Feldweg, um schließlich voll herrlicher Gräser an einem kleinen Bach, der ihn willkürlich kreuzte, im Tal zu enden. Der Schatten war dort frisch und kühlte die Schläfen, wie der Windhauch des Tales selbst.

Basile sagte:

„Da wären wir."

Dann berührte er das Gras mit der Hand:

„Man muß sich in acht nehmen. So, du kannst dich hinsetzen. Ich fürchtete, es wäre feucht."

Zum Hinsetzen gebrauchten sie soviel Zeit wie möglich und achteten darauf, sich recht bequem zu setzen; Marie aber setzte sich noch nicht endgültig zurecht, damit ihr etwas zu tun übrig bliebe, wenn es nötig werden sollte. Nun trocknete sich Basile das Hutfutter, steckte sein Taschentuch weg und ver-

harrte in langem Schweigen, bevor er ein Wort sagte. Dann sprach er, ohne sie anzugucken:

„Deine Mutter wohnt in Lyon, Rue Victor Hugo 22."

Da merkte sie, daß sie schlecht saß; aber sie hätte lieber alle Kieselsteine, einen nach dem andern mit der Spitze in ihr Fleisch dringen lassen, ehe sie sich gerührt hätte.

„Deine Mutter ist nicht gestorben, wie wir dir immer gesagt hatten. Deine Mutter verließ dich, als du ganz klein warst, und hat dich uns überlassen. Du hast sie nie gekannt, denn wir haben immer geglaubt, daß sie es nicht verdiente, dich zu kennen. — Heute seid ihr beide auf der gleichen Stufe angelangt. Deshalb habe ich mich nach ihrer Adresse umgesehen. — Ich habe mich an eine Agentur gewandt. Sie läßt sich Frau Desvignes nennen. Nun weißt du, nach wem du geartet bist. Wir hatten die Verantwortung für deine Erziehung übernommen. Du weißt ja selber, wohin das geführt hat."

Er schwieg, dann fügte er hinzu:

„Du antwortest mir nicht. — Jetzt werde ich

dir sagen, wie ich erfahren habe, was du in Paris treibst. — Ich bin nach Paris gefahren. Man lernt immer noch etwas. Deine Großmutter sagte: ‚Ja siehst du, so mußt du es machen, teile ihr gar nicht mit, daß du kommst.‘ Aber ich dachte an nichts Böses. Ich freute mich einfach darauf, dich zu überraschen. Ich hatte in meinem Korb eine schöne Pute mitgenommen. Großmutter hatte sie ausgenommen. Ich versichere dir, eine solche Pute hätte man in der ganzen Gegend nicht finden können. Ich wollte sie deiner Herrin überreichen. Nicht als Geschenk, sondern nur als kleine Aufmerksamkeit. Ach, — ich bin angekommen! Ich habe mich nach deiner Straße fahren lassen. Ich habe dein Hotel gefunden und sagte mir: da ist etwas, was ich mir nicht erklären kann. Ich habe den Kutscher bezahlt, und ich versichere dir, daß ich lange stehen geblieben bin, bevor ich eintrat. Schließlich dachte ich: jedenfalls muß man doch nachsehen. — Die Hotelwirtin hat mir alles erklärt: sie hat mir erklärt, wer Frau Crouzat ist, sie hat mir auch gesagt, wer Herr Crouzat ist. Ich habe sie sogar gefragt, wie du dich beträgst. Es scheint, daß

darüber nichts zu sagen war. Es ist richtig, daß sie in Paris gewöhnt sind, so mancherlei zu sehen. — Aber wenn ich in dem Augenblick deinen Crouzat gehabt hätte, würde ich ihn dem Schutzmann übergeben haben. Und was hätte mir das schon genützt? Ich bin mit meinem Korb unter dem Arm fortgegangen. Ich muß komisch ausgesehen haben. Siehst du, lächerlich hast du mich gemacht! Dann habe ich in einem kleinen Gasthof neben der Bahn gegessen. Ich hatte sogar Geld mitgebracht, um es dir zu geben. Dann habe ich auf die Abfahrtszeit gewartet. Ich wollte meine Pute nicht behalten. Ich kann dir versichern, daß ich keine Lust hatte, sie dir zu lassen. Ich bin in eine kleine Straße gegangen, habe meinen Korb auf den Bürgersteig gestellt und bin fortgegangen. Irgend jemand wird ihn wohl mitgenommen haben. Wenn es arme Leute waren, um so besser. Ich dachte: Es ist traurig, es bleibt mir nichts mehr als das: Den andern Gutes zu tun! Aber du mußt mir jetzt sagen: wie hast du ihn kennen gelernt? Ach! Ihr habt mich gut belogen! Ich denke an die Briefe, die ihr mir schreiben ließet, als ihr mich bestimmen wolltet, dich da-

hin zu schicken. Ich kann mir das nicht erklären, ich weiß nicht, wie man es anfängt, Böses zu tun. Übrigens behalte das für dich. Du verstehst jetzt wohl, warum ich dir auf deine drei letzten Briefe nicht geantwortet habe. Weil du es nicht verdient hattest. Ich habe sie alle gelesen, ich wollte wissen, bis wieweit du es wohl treiben würdest. Ich habe sie Großmutter nicht gezeigt. Sieh, ich trage sie noch immer alle drei in der Tasche. Ach, Großmutter hat sich sehr verändert. Sie sagte, daß sie etwas geahnt hätte, aber es hat sie doch getroffen. Ja, wenn ich es früher gewußt hätte, hätte ich dich durch die Polizei zurückholen lassen. — Ich wollte dich hinauswerfen, wenn du kämest. Nun, ich habe es nicht getan, ich begleite dich noch hierher, aber ich rühme mich dessen zu niemand. Und nun sage mir, was du tun willst, wozu du gekommen bist."

Sie fühlte sich wirklich unglücklich und schutzlos seit acht Tagen; man warf ihr ja sogar ihr Leben vor, als ob sie je etwas anderes getan hätte, als es zu tragen. Und doch meinte sie klug und tugendhaft zu sein, weil sie nirgends Weh verspürte.

Wie sie so auf diesem Pfad saß, rechts von ihrem Großvater, konnte sie ihr Gesicht nicht in ihren Händen verbergen und es ihm so entziehen. Sie hätte es schützen mögen, einfach wie einen Gegenstand, an dem einem etwas liegt. So lehnte sie ihren Kopf gegen ihre Schultern, und das war nicht genug, um recht zu haben. —

Er sagte:

„Du siehst wohl, daß du kein Herz mehr hast, du weinst nicht einmal."

Sie nahm es hin, warf ihren Nacken ein wenig zurück und konnte seine Worte nicht verjagen.

„Aber sprich doch! Du bist noch immer so eigensinnig. Früher hielt ich das für Schüchternheit. Sprich also, wenn du willst. Ich weiß nur zu gut, was du mir sagen wirst: Immer wieder nur Lügen!"

Er senkte den Kopf, heftete seinen Blick auf das erste beste Grasbüschel, machte sich von stärksten Erinnerungen frei, um sie zu vergessen, und hart, einsam, siebzig Jahre alt, lebte er für sich sein eigenes Leben, wie er, der so ganz Großvater gewesen war, es seit langem nicht getan hatte. Er

überlegte sich, was das Leben ihm noch bieten könne, er klammerte sich daran, kostete es, betrachtete es von allen Seiten und fühlte Bitterkeit in seinem tiefsten Herzen.

Er sagte:

„Früher, als ich jünger war, hätte ich irgend etwas tun können. Jetzt bleibt mir nichts zu tun übrig, als mich noch einige Zeit am Leben zu erhalten."

Sie saß da neben ihm, ruhte auf dem Grase und sah, wie ihre Brust sich beim Atmen hob und senkte. Sie hatte keinen andern Gedanken, wußte nur, daß sie lebte, daß das Tageslicht sie umgab, daß man ihr ihre Handlungen vorwarf, und aus purem Gehorsam schämte sie sich ihrer für den Augenblick wirklich.

Dann kam es. Basile zog seine Uhr heraus.

„Wenn du nicht zu schnell gehen willst, mußt du aufstehen. Ich werde dich bis in die Nähe des Bahnhofs begleiten. Wir werden zur Zeit da sein."

Als sie aufgestanden war, stand sie einen Augenblick gerade, sie wollte nicht, daß eine ihrer Bewegungen denen ihres Großvaters zuvorkäme.

Er schüttelte sich wie ein alter Mann, der Zeit braucht, um wieder ins Gleichgewicht zu kommen; sie wartete, bis er fertig war, gab ihre bisherige Haltung auf und ging mit ihm, ohne durch eine jugendliche Bewegung zu verraten, daß sie etwas anderes tat, als ihm einfach zu folgen. An jenem Tage benahm sie sich ganz wie eine Gesellschafterin. Er sagte:

„Jetzt wird es frisch, du hast dich ausgeruht. Es wird dir nicht schwer fallen, den Weg zu Ende zu gehen.“ Sie sagte:

„Ja, Großvater.“

Er verließ sie ziemlich weit vor dem Bahnhof. Er wollte ihretwegen von seinen Gewohnheiten nichts aufgeben.

„Ich muß gegen sechs Uhr zu Hause sein, weil Großmutter sich sonst fragen würde, was ich mache. Du siehst, da unten liegt der Bahnhof.“

„Ja, jetzt kenne ich mich aus.“

Er küßte sie nicht einmal. Er zögerte nur ein wenig und sagte dann:

„Geh jetzt allein weiter.“

Er fügte hinzu:

„Wenn du mal Geld nötig haſt, kannſt du mir ſchreiben. Aber laß die Adreſſe von jemand anders machen. Deine Großmutter würde deine Schrift erkennen und den Brief öffnen.“

* * *

Amélie rief aus:

„Du biſt zurückgekommen, du gibſt dich zufrieden. Ich wußte es. Ich habe dir Abendbrot zurecht gemacht.“

Marie faßte Vertrauen. Es war erſtaunlich, ſie antwortete:

„Er hat mich nicht empfangen wollen. Er hat mir geſagt, daß meine Mutter noch lebte und zwar in Lyon.“

„Was, ſie wohnt in Lyon! — Komiſch, daß man ſich nie getroffen hat. Ob ſie wohl noch ihren Hauptmann hat? Ach richtig, du weißt ja nichts davon. Sie hat deinen Vater verlaſſen und iſt mit einem Hauptmann durchgegangen.“

Sie eilte durch die Wohnung und ging in die Küche; ſie machte ein Beefſteak, und während ſie es briet, ſprach ſie durch die offene Tür:

„So ein alter Bauer! Alle sind sie sich gleich! Wenn man aus ihrem alten Trott herausgeht . . . ich habe dich nie dazu ermutigt. Aber nach alledem hast du nichts dabei verloren. Du hast sie nicht gekannt, du wirst sie nun kennen. So habe ich zum Beispiel mit dir nie von deiner Mutter sprechen wollen. Ich habe mir gesagt: Das ist nicht meine Sache, das sollen sie selber miteinander ausmachen. Sie war nicht viel wert: Sie hat meinen Bruder verlassen. Schließlich, es ist deine Mutter. In jedem Fall wirst du wohl jetzt nicht mehr so launenhaft sein. Du mußt essen. Wenn man gereist ist, hat man Hunger."

Sie bediente sie. Marie glitt mit der Gabel und dem Messer über das Fleisch und teilte ihre Gedanken in zwei Teile; der eine blieb wie ein Vorrat in ihrem Kopf, der andere löste sich von Minute zu Minute davon los, wie jene Rauchwolken, die eine Maschine bei jedem Stoß herausschleudert.

„Schön, siehst du, du hast alles aufgegessen. Schweig still, Dummchen, ich bin deine Tante. Du brauchst dir keine Sorgen zu machen, du wirst im-

mer wissen, wohin du gehen kannst. Ich habe schon andere gesehen."

Marie hielt sich ein wenig an ihre Tante. Mittags und abends aß sie bei Tisch, ohne jeden anderen Gedanken, als zu sitzen und einfach von der Zeit ihren Teil zu nehmen, ehe sie vorübergegangen war. Manchmal sprach man mit ihr, sie antwortete: ‚Ja.' Ein ander Mal antwortete sie: ‚Nein,' und richtete ihre Aufmerksamkeit nur auf das Essen. André Couvert lachte und aß, was auf den Schüsseln übrig blieb. Amélie setzte sich bald zum einen, bald zum andern, von keinem andern Gefühl beherrscht, als den Dingen auf den Grund zu gehen.

Marie sagte:

„Ich traue mich nicht. Es wird eigentümlich für mich sein, sie zu sehen."

Amélie antwortete:

„Na, neugierig bist du ja nun gerade nicht. Ich an deiner Stelle würde doch gern wissen, wie sie mich empfangen wird. Sie war früher mal eine schöne Frau."

„Ich fürchte mich, jemand bei ihr zu treffen."

„Was für eine Idee — Und wenn schon?

Dann triffst du ihn eben. Aber schreibe ihr doch vorher. Man besucht die Leute nicht, ohne daß man sich anmeldet."

Sie schrieb:

Mutter!

Ich habe Kummer.

Marie.

Sie fügte ihre Adresse hinzu.

„Geht es so?" fragte sie.

„Natürlich, so ist es gut. Du wirst ihr doch nicht gleich eine Liebeserklärung machen." — —

Sie wurde zum Mittagbrot eingeladen.

Sie war gegen elf Uhr da. Eine Frau im weißen Schlafrock, mit einer Fülle von Haar, das tief im Nacken befestigt war und ihren Kopf nach hinten zog, eine Frau von ungefähr fünfunddreißig Jahren, öffnete ihr und sah sie mit großen blauen Augen an, die geradeaus wie die der Kinder blickten. Marie wurde an beide Hände gefaßt und sofort in einen Hauch von Wärme eingehüllt, der sie mitzog und einige Schritte weiter auf einen niedrigen Sitz niederdrückte. Dann erst gewann alles für sie Leben und trat ihr ins Bewußtsein.

„Ei, sieh doch! Lege deine beiden Hände um meine Hüften. Sage nicht, daß ich dich nicht lieb habe. Dort habe ich oft meine Hände herumgelegt. Kannst du das verstehn, Töchterchen? Seit siebzehn Jahren bist du mit meinem Schoß vereint. Deine Hand ist heiß, mein Kind. Deine Hand ist heiß . . .“

Dann verbarg die Mutter ihren Kopf, und die Tochter schlang ihre beiden Arme um sie.

„Ach, ich fühle deinen Busen. Du bist groß geworden, Marie. Ich muß es dir sagen: Ich wünschte, du wärst fern von mir nicht glücklich gewesen. Das ist verrückt. Sieh, nicht nur du hast dich verändert. In der ersten Zeit erfand ich Lügen. Du hattest mir nicht genug Erinnerungen an dich zurückgelassen. Ich sagte mir: ‚Ich hatte ein kleines Mädchen. Sie ist tot, Gnädigste.‘ Nicht wahr, das tut dir doch nichts, daß ich sagte, du seiest tot? Und wenn du dich einmal gestoßen hattest, sagtest du: Mama, hab mir da weh getan. Aber nicht wahr, du sagtest das nur so. Du hattest dir nicht weh getan, du wolltest nur geküßt werden. Du sollst dir niemals weh getan haben, wenn ich bei

dir war. Du warst nicht wie andere Kinder sind: Du sagtest: ‚Mama ich habe siebzig Zähne‘.“

Dann machte sie sich los, stieß Marie wieder mit beiden Armen zurück, schüttelte sie, zog sie, stellte sie vor sich hin, sah ihr voll ins Gesicht und bog den Nacken zurück wie jemand, der trinkt.

„Tritt zurück. Jetzt sehe ich dich. Bist du schön? Ja, du sollst schön sein. Ich habe dich gemacht, sie haben mich von dir gejagt. Er hat mich geschlagen. Seine Weiber begleiteten ihn bis auf meinen Flur. Durch die Türe hörte ich, wie sie sich küßten. Ich weiß nicht, ob es wahr ist: Heute ist es wahr. Oh! Ich habe gelitten. Dein Großvater ist hart. Sage mir, daß dein Großvater hart ist.“

„Ja, Mutter.“

„Deine Stimme ist sanft, meine Tochter. Sie soll für mich zärtlicher sein, als für die andern. Sprich noch zu mir. Hast du Geliebte gehabt?“

„Ja, Mutter.“

„Du hast mir geschrieben: Ich habe Kummer. Ich wußte das. Ich sagte mir: Jetzt ist sie zwanzig Jahre alt, und sie wird Kummer haben. Wie werden sie die dort davor bewahren? Ach, du weißt

noch nicht, was eine Mutter ist. Aber ich bin eifersüchtig. Ich war sicher, daß du fern von mir Liebhaber finden würdest. Ach! sie wollten dich erziehen. Es ist ihnen nicht gelungen. Du hast Geliebte gehabt, die deine Augen, deinen Mund, deine Brust mit Küssen bedeckt haben. Ich werde dich überall hinküssen. Und jetzt sage: Mutter! Sage nur das. Also sprich."

„Mut—ter."

„Ich habe sofort alles gesehen. Du brauchst nichts zu sagen. Es liegt ein Hauch auf den jungen Mädchen. Man spürt das, wenn man zart über sie streicht. Die Männer fassen zu hart zu, sie haben hinter ihren Lippen schwere Zähne. An deinen Wangen habe ich alles erraten. Ich versichere dir, mein Mädchen, wenn sie uns erst einmal berührt haben, trägt man für immer eine Narbe davon. Du warst nicht für sie gemacht, für mich warst du geschaffen. Ach, wenn du wüßtest, wie ich sie verabscheue."

Dann war es still, und in zwei großen blauen Augen zogen Bilder vorbei. Und die Leidenschaft ...

„Ich möchte dich sehen! Ich möchte dich sehen.

Was soll ich nur tun, um dich besser zu sehen. Du hast Augen . . . Sieh! Ich weiß nicht, ob deine Augen mir gefallen. Es ist komisch: ich kannte dich, und ich habe dich trotzdem noch kennen zu lernen. Es scheint mir, als hätte ich dich nicht mit diesen Augen gemacht. Es lag mehr in deinem Blick. Die andern Augen waren größer. Ach, wie glücklich mußt du sein, daß du jung bist. Aber sage, wie findest du mich? Vergiß nicht, daß ich vierzig Jahre alt bin."

„Du bist schön, Mutter."

„Fasse meine Brüste an. Findest du nicht, daß sie fest sind? Ich habe schlanke Hüften und habe doch ein Kind gehabt. Aber nun das Gesicht. Tupfe mit deinen Finger darauf, reibe ein wenig. Siehst du, man fühlt die Haut. Geh mit den Fingern weiter hinauf. Ich nehme Reispuder, man muß verstehen, ihn aufzutragen. Ich werde dich das lehren. Man hält mich für dreißig Jahre. Bist du stolz auf deine Mutter? Du weißt doch, daß ich nicht allein bin, ich lebe mit einem Kaufmann. Am Tage hat er sein Geschäft, abends gehen wir aus, besuchen irgend ein Theater. Wir

sind zur Ausstellung nach Paris gefahren. Seit sieben Jahren leben wir zusammen. Findest du, daß ich hübsch wohne? Ich habe nämlich auch ein Dienstmädchen. Ach! Ich will nicht sagen, daß ich nicht auch schlechte Zeiten gekannt habe. Aber mit dem scheint's gut gehen zu wollen. Ich habe ihm nie von dir erzählt. Die Männer mögen nicht, daß man eine Tochter hat. Aber du sagst ja gar nichts. Ich wundre mich. Sie hätten es mir sicher nicht einmal mitgeteilt, wenn du gestorben wärst. Schließlich hielt ich mich daran: Wenn sie auch meine Einwilligung zu ihrer Beerdigung nicht nötig haben, so werden sie doch meine Einwilligung brauchen, wenn sie heiraten will. Aber nun, mein Töchterchen, sprich doch. Du wolltest doch etwas, als du kamst. Sage mir, was los ist. Dein Großvater hat erfahren, daß du einen . . . nun, was hast du mir vorher gesagt?"

„Aber, Mutter, ich komme aus Paris. Ich bin ein Jahr in Paris gewesen."

„Ganz allein?"

„Nein, mit einem Mann."

„Und dein Großvater hat dich gehen lassen?

Du wirst mir doch nie einreden, daß er dich lieb hatte, wenn er dich gehen ließ."

„Mutter, ich selbst wollte ja fort. Ich habe ihm eingeredet, daß ich als Gesellschafterin dorthin gehe, er hat es geglaubt."

„Er ist dämlich."

„Ich habe ihn vor vier Tagen besucht, er hat mich hinausgeworfen."

„Er ist hart."

„Ja, und da hat er mir gesagt, daß er in Paris war und alles erfahren hat. Er ist nicht einmal hinaufgekommen, um nach mir zu sehen."

„Er ist heimtückisch. Du kannst glauben, ich wäre wenigstens hinaufgekommen, um Skandal zu machen. So ist es um so mehr seine Schuld. Ganz recht geschieht ihm, das wird ihm eine Lehre sein. Du hast gut getan, Marie. Komm essen. Wundre dich nicht . . . Warte, ich vergaß. Wie bist du hergekommen? Hat er dich sitzen lassen, bist du aus Paris zurückgekommen?"

„Oh nein, Mutter, er ist Student. Er ist während der Ferien bei seinen Eltern."

„Student! Wenn auch, du hättest ihn doch dazu

bringen können, daß er dich heiratet. — Ja, was ich dich noch fragen wollte: Wohnst du bei irgend jemand in Lyon?“

„Ich bin bei Tante Amélie, Mutter, und bei Onkel André.“

„Die arme Amélie! Ja, sie ist verheiratet! Die war wirklich noch die Beste. Niemand ist so wie die Frauen, die das Leben gekannt haben. So, nun wollen wir essen. Ich werde dich um die Taille fassen. Du hast eine dünne Taille, Schelm.“

Die Mahlzeit war freundlich, in einem Eßzimmer mit weißen Gardinen, einem roten Tischtuch, blauen Tellern, und einem Büfett aus gesprenkeltem Holz mit zwei Fächern, schweren, seltsamen, gewölbten Türen, deren Schlösser die Form eines Vogels hatten. Die Schlüssel waren vergoldet. Die Tischfüße waren wie Pferdefüße geformt. An den Stühlen spürte man, daß eine Frau hier wohnte: sie hatten hohe Lehnen, ihre Sitze in farbigem Stroh waren flach und breit, als wenn sie für ein breites Gesäß berechnet gewesen wären. Sie setzten sich. Auf dem Kamin stand die Photographie eines Mannes.

„Siehst du," sagte die Mutter, „das ist er. Er sieht gar nicht schlecht aus."

Dann kam das Dienstmädchen mit glänzenden Armen herein. Es sah so aus, als ob sie vor lauter Fleiß ihre Arme gescheuert hätte, nachdem ihre Küche fertig geputzt war und sie nichts mehr zu tun gehabt hatte.

„So liebe ich sie: stramm und nicht hübsch."

Marie war über alles das glücklich: eine Mutter im weißen Schlafrock, die sich so natürlich zwischen eleganten Dingen bewegte und sie mit der gleichen Selbstverständlichkeit berührte, wie man einen Teil seines Selbst berührt. Sie sprach kaltblütig von Dienstmädchen und wußte sie so zu gebrauchen, wie man einen Gegenstand gebraucht. Marie war recht stolz darüber, daß sie ihre Tochter war. Und wer sie an diesem Tisch gesehen hätte, würde eingesehen haben, daß sie nicht eine einfache Marie Donadieu war, wie man wohl hätte denken können.

Sie aßen in Essig eingelegte Speisen und weiche Eier, die man in einer gefalteten Serviette reichte. Marie kannte das nicht.

Sie sagte:

„Das ist vernünftig, dann werden sie nicht kalt. Mir wäre das nicht eingefallen."

„Ach ja, bei deinem Großvater hättest du auch nicht lernen können, was zu einem Haushalt gehört."

Dann gab es ein kleines Stück weißes Hühnerfleisch, dann wurden Kuchen gereicht: Kuchen mit Schlagsahne und Rum-Früchten.

„Es fiel mir ein, daß du Kuchen gern ißt."

Dann Schokoladencreme, Kompott, Biskuits, Pfirsiche, Pflaumen, Weintrauben. Käse gab es nicht.

„Jetzt fällt es mir erst auf," sagte die Mutter, „daß ich dir ein wahres Kindermittagsessen gemacht habe. Ich kann dir sogar sagen, daß ich gar nicht auf den Gedanken gekommen wäre, dir etwas anderes vorzusetzen, als ich dir vorgesetzt habe. Was ich sagen wollte, rauchst du? Du kannst ruhig rauchen, das mißfällt den Männern nicht."

Sie aßen mit Genuß, bedienten sich eines kleinen Löffels und drehten ihn lässig in ihren Fingern.

„Weißt du, was ich mehr als alles andere liebe: Mehr als alles andere liebe ich meine Behaglichkeit. Ich habe Bordeaux im Keller. Ich habe nicht daran gedacht, welchen heraufbringen zu lassen. Willst du ihn mal kosten? Das Mädchen kann hinuntergehen."

„Ach nein, Mutter."

„Nicht, das ist doch komisch, wenn man sich nach so langer Zeit wiederfindet und sich ‚Tochter' . . . ‚Mutter' . . . nennt. So, nun sollst du Kaffee trinken und hinterher ein Gläschen Likör."

Und als sie schließlich behaglich beieinander saßen, durch eine angenehme Erinnerung an das Mittagmahl wie zwei Freundinnen vereint, sagte die Mutter:

„Erzähle mir jetzt von deinen Liebschaften."

„Oh ja, ich hatte Liebschaften."

„So erzähle sie mir doch! Ich will wohl deine Mutter sein, aber ich möchte auch deine Kameradin sein."

„Sieh, Mutter, das ist so komisch: ich habe zwei Liebhaber."

„So eine Spitzbübin!"

„Aber ich hatte sie nicht auf einmal.“

„Nicht so hitzig. Ich dachte es mir auch, daß du deine beiden Liebhaber nacheinander hattest.“

„Mutter, es ist aber sehr traurig.“

„Du mußt trotzdem erzählen.“

„Mutter, einer heißt Jean Boussset und ist Ingenieur.“

„Ich kannte eine Familie Boussset. Das waren große Seidenfabrikanten, wenn es einer von denen ist, Donnerwetter!“

„Ich weiß nicht, vielleicht sind es Verwandte. Aber mit dem da bin ich nicht von Großvater fort, sondern mit seinem Freunde Raphael. Da habe ich gesagt, daß ich als Gesellschafterin nach Paris gehe.“

„Na so ein kleines Frauenzimmerchen! — Ich habe dich gekannt, als du nicht höher als mein Stiefel warst, und jetzt hat euch das Einfälle! — Weißt du, du bist nicht dumm, du wirst es zu etwas bringen.“

„Also Mutter, ich habe ihn kennen gelernt. Er war Raphaels Freund. Er hatte eine so merkwürdige Art. Er besuchte uns oft und plauderte mit mir. Am ersten Tage habe ich gleich verstanden, was

er sagte. Ich verstand es viel besser als Raphael. Und dafür ist man denn dankbar. Er sah mich an, wir waren wie Bruder und Schwester. Wir hätten zusammen spazieren gehen können, ohne daß jemand etwas dabei gefunden hätte. Und dann ist Raphael in die Ferien gegangen. Ich bin während eines Monats allein in Paris geblieben. Wir haben uns alle Tage gesehen. Raphael hatte es erlaubt, er hatte mich sogar dazu veranlaßt. Jean sagte mir: Ihre Augen gleichen diesem, Ihr Herz gleicht jenem. Das war wohl wahr. Und schließlich wäre es wahr gewesen, nur weil er es gesagt hatte. Das Übrige ist dann von selbst gekommen und hat mir derartig wohl getan, daß ich es nicht entbehren mochte. Man wußte immer, was er dachte, und da er viel mehr nachdachte als ich, wünschte ich mir nichts weiter. Wir haben zehn Tage wie Mann und Frau zusammengelebt. Am zehnten Tage kam Raphael mich holen. Ich weiß nicht, was mir eingefallen ist, ich bin mit ihm fortgegangen, weil er der erste war. Armer, kleiner Jean, das hat ihm solchen Kummer gemacht."

„Marie, du hast eben etwas sehr Kluges ge-

sagt: Und da er viel mehr nachdachte als ich, wünschte ich mir nichts weiter. Vielleicht ist es nicht sehr gut ausgedrückt, aber das ist das Geheimnis der Ehe, und du wirst sehen, daß alles davon abhängt. Wie erschien dir das Leben neben ihm?"

„Mutter, neben ihm erschien mir das Leben so einfach. In der Nacht gehörten wir uns an, ohne daß es so wie ein Roman aussah. Er sagte mir, daß ich schon immer in seinen Gedanken gewesen sei, und daß er mich immer gekannt habe. Am Tage machte ich das Zimmer in Ordnung. Ich kochte, ich zählte die Stunden, Mutter. Er kam nach Hause. Alles war eben so, wie es sein mußte; und wenn Jean ein Wort gesagt hätte, wäre dieses Wort richtig gewesen."

„So ist es, mein Kind, so ist es, und nicht wahr, bei dem andern dachtest du: Er läßt mich arbeiten, ich habe Hände wie eine Köchin, die Zeit vergeht, wieder ist ein Tag meines Lebens vorüber, an dem ich nichts erlebt habe. Und du hattest Angst vor ihm. Ich weiß nicht, ob er dich geschlagen hat, aber du bist unglücklich gewesen, und weil es dich nach

Tatsachen und wirklichen Gründen verlangte, hättest du am liebsten sagen mögen: Er schlägt mich immer.“

„Ach ja, Mutter, ach ja!“ —

„Ja, siehst du, ich weiß eben in der Liebe besser Bescheid als du. Jetzt erzähle mir von deinen andern Liebhabern.“

„Was für andere Liebhaber, Mutter?“

„Na, du kannst doch nicht sagen, daß du eine Frau bist, wenn du nur zwei Liebhaber gehabt hast.“

„Aber ja! — Ich habe Liebhaber gehabt, auch Studenten, wie er. Damals bildete ich mir ein, daß ich die Studenten kennen lernen wollte. Du bist meine Mutter. Wir sprechen über diese Dinge. Mir ist, als müßte ich dir meine Erfahrung und nicht mein Leben zeigen. Wir sitzen hier beisammen, wir sprechen miteinander wie ein Mensch zum andern. Mir ist es gar nicht so, als ob du meine Mutter wärest und Rechte auf mich hättest. Ich hätte das nicht gedacht. Ich hatte Furcht, daß du mich einschüchtern würdest.“

„Aber so soll es auch sein, sprich, erzähle wei-

ter, erzähle weiter, du interessierst mich. Es ist angenehm, nach dem Essen so zu plaudern. Man hat dann Lust, sich alles zu sagen. Ich lade meine Freundinnen immer zu Tisch ein. Man versteht sich dann besser."

„Ich werde weiter erzählen. Es hat keinen rechten Zusammenhang. Aber weißt du, woran ich dachte, seitdem ich meinen kleinen Jean verlassen habe? Es ist dumm. Siehst du, wenn eine Tür sich öffnet, hoffe ich, daß er hereinkommt. Drei Tage habe ich bei Tante am Fenster gestanden, um ihn kommen zu sehen. Ich bin froh, wenn ich Menschen sich zusammendrängen sehe, weil ich denke: es gibt nur eine kleine Anzahl von Menschen auf der Erde, hier ist eine Ansammlung, es ist möglich, daß ich ihn unter ihnen finden werde. Als ich zu dir fuhr, hat die Elektrische einige Male angehalten, einige Leute sind eingestiegen. Es waren nur Damen. Ich sage dir, daß ich ihn suche. Es vergeht nicht ein Augenblick, wo es mir nicht scheint, daß das ganze Weltall ihn mir geben muß."

„Aber das ist wundervoll. Er ist für dich

alles das, was dir fehlt. Verstehst du wohl? Warte einmal! Ich habe dir nach dem Kaffee Likör versprochen. Hier ist Kümmel! So trinke! Du bist doch nicht hierher gekommen, um die Zierpuppe zu spielen. Dein Großvater, der alte Hund, hat nicht solchen."

„Ich weiß nicht, Mutter, weshalb du ihn immer einen Hund nennst. Er hat mir gesagt, daß ich ihm nur zu schreiben brauchte, wenn ich Geld nötig hätte."

„Ach, das ist noch schöner, das hat er dir gesagt! Er hat dir das nicht zu sagen. So muß es also kommen. Ich spreche voll Vertrauen zu dir, und du beleidigst mich dafür. Ich bin deine Mutter, hast du mich verstanden? Ich habe mehr Anrechte an dich, als er. Erstens bist du nicht großjährig, und ich werde dir Geld schicken. Ich habe Geld! Du brauchst mir nur zu schreiben, wenn du welches willst. Ich verbiete es dir. Er wäre nur zu froh, wenn er sagen könnte, daß ich zu gar nichts tauge. Und du bildest dir ein, daß es genügt, mir so etwas zu sagen. So, komme mit ins Nebenzimmer. Ich will dir gleich hundert Franken geben. Ach, du

kommst mich besuchen. Du bildest dir ein, daß es genügt, mich zu besuchen. Ich sehe es wohl: Du verachtest mich. Du hast gedacht: Ich kann sie ja mal besuchen, um sie kennen zu lernen."

Auch sie wußte sich nicht zu beherrschen. Ihre Augen gingen ihren Gedanken voraus. Zwei funkelnde lebendige Augen. Die Iris in ihnen war rein, weit, kindlich wie die Gleichnisse des Evangeliums, in denen man von Weinbergen, von Herzensfriede und von der Kornähre spricht; aber eine sonderbare Schwäche, ein inneres Überströmen packte sie um ein Nichts und überschwemmte sie plötzlich, ohne daß sie es verhindern konnte, mit Tränen.

Das Nebenzimmer war ganz angefüllt mit Portieren, Gardinen, Teppichen, mit zwei Sesseln, die mit Meßgewändern behängt waren, einem Ruhebett unter einer Art Baldachin, Kissen, Stoffen, Möbeln, Vasen; als Wandschmuck dienten zwei gekreuzte Hellebarden. Die Mutter ging geraden Wegs auf eine Schublade zu, zog etwas heraus und sagte:

„Hier sind hundert Franken. Du wirst mir das Vergnügen machen, sie in deine Tasche zu stecken,

und zwar sofort. Und dann mach nicht mehr ein so einfältiges Gesicht! Und nun setz dich!"

Es herrschte ein Schweigen, als ob alle Gegenstände des Zimmers sich nur zu dem Zwecke hier zusammengefunden hätten, um es hervorzubringen. Ein schwerer, verhaltener Geruch stieg daraus auf.

„Weshalb bist du eigentlich nicht früher zu mir gekommen? Weshalb bist du nicht vor allen diesen Geschichten zu mir gekommen? Man hatte dir gesagt, daß ich tot sei! Wenn man klug ist, sieht man zu, wie man alles erfährt. Du hast genügend andere Dinge erfahren, die weniger wichtig waren. Kurz, es ist so! Deine Liebhaber haben dich im Stich gelassen, und da suchst du deine Mutter auf. Ich will dir sagen, was dir bevorsteht. Erstens mal hast du dich wie eine Pute benommen! Das ist das Wort dafür. Du hast deinen Schatz, deinen Gimpel, deinen . . . na, wie nennst du ihn? Sag schnell, wie nennst du ihn?"

„Erstens ist er kein Gimpel, und dann heißt er Raphael."

„So ist es recht! Verteidige ihn nur gegen deine Mutter! Los, verteidige ihn. Also du folgst

noch immer deinem eigenen Kopfe. Ich bin eine kluge Frau. Du hältst dich für schlau, weil du drei oder vier Liebhaber gehabt hast. Ich bin klüger als du! Verstehst du, es ist gar kein Vergleich! Ach! ich werde dich schön heimschicken. Sieh mal, ich kenne Leute, die Syphilis gehabt haben. Ich sage: Syphilis. Ich versichere dir, daß sie sich gut hielten und wie alle anderen Leute aussahen. Dann eines Tages, bums, hatten sie es in der Nase. Da hatten sie eine angefressene Nase. An einem andern Tage, bums, hatten sie es in den Füßen. Und immer weiter, immer weiter. Ich kann dir versichern, daß es sie gepackt hatte. Das läßt einen niemals mehr los. Auch dich hat etwas gepackt. Du hast ihn mit aller Welt betrogen, du hast nicht aufgehört, ihn zu betrügen, du hast andere Männer kennen gelernt, das ist deine Krankheit. Du weißt nicht mehr, daß ein Mann, wenn man bei ihm lebt, alles für einen wird. Ich habe Liebhaber gehabt, und ich scheue mich nicht, dir das ins Gesicht zu sagen. Wenn du einen Mann liebst, ist sein Mund nicht ein Mund, sondern dein Mund. Sein Mund wird zu jenen hunderttausend Mündern,

die dein Mund begehrt. Ach, du wolltest den, den du liebtest, sitzen lassen! Du wirst das alles suchen, was er dir gegeben hätte. Du wirst suchen, du wirst es im einzelnen suchen, in allen jenen Einzelheiten, die dir gefallen haben. Du wirst dich mit einer Sache zufrieden geben, die dir gefällt. Ich sage dir, daß du sie alle sitzen lassen wirst. So fängt die Geschichte an: Einen Mann, mit dem man nach einem Jahr fertig ist. Ein Jahr gebraucht man, um mit einem Vergnügen fertig zu sein. Du wirst sagen, daß die Liebe nicht ewig dauern kann. Weißt du, wodurch du sie ersetzen wirst? Durch die Neugierde. Du wirst sagen: Ich will mehr kennen lernen. Ach, das wird dir gelingen. Ich versichere dir, daß du klüger wirst. Nicht die Männer werden dich interessieren, sondern eine Einzelheit, die dir gefällt: ‚Oh, der da hat rote Lippen.' Und du wirst vierzehn Tage lang mit zwei roten Lippen schlafen: ‚Oh, der ist kräftig, der weiß eine Frau in seine Arme zu pressen.' Und acht Tage lang schläfst du mit den zwei Armen. Und schließlich kommt es soweit, daß du mit einem Manne schlafen wirst, nur aus Laune, weil du bemerkt hast, daß er einen

schönen wiegenden Gang hat. Verstehst du, wenn du den Fuß auf die Straße setzt, wirst du niemals wissen, wohin er dich führt."

Das Mädchen weinte, sie wußte nicht recht, weshalb sie weinte, vielleicht einfach nur darum, weil sie laut sprechen hörte. Es schien auch, daß ihre Tränen nicht sehr schlimm waren und daß sie ihr von selbst über das Gesicht liefen, dick und rund.

„Das ist recht, weine nur. Weine ordentlich! Weine doch noch mehr. Es ist meine Schuld, nicht wahr? Ich denke mir alles aus! Ich habe mir das alles ausgedacht. Aber so sprich doch! Klage deine Mutter an."

„Ja, ich wußte nicht, daß du so böse bist. Du machst mir absichtlich Kummer."

„Aber mein Töchterchen, ich bin nicht ärgerlich. Weshalb wirst du aber auch hitzig? Ich will, daß du glücklich wirst, darum warne ich dich. Ich will dich nur warnen. Übrigens mag ich deinen Raphael nicht. Er hat dich mir entzogen. Aber du hast sehr unrecht getan, den andern zu verlassen. Ich weiß nicht, wie das enden wird. Du hast ihm

Zeit zum Nachdenken gelassen. Du hast einem Mann Zeit zum Nachdenken gelassen."

„Ich habe dich aufgesucht, weil ich traurig war. Ich sagte mir: ‚Ich habe meine Mutter. Ich habe noch mein Muttchen.' Ich bin ein kleiner Dummkopf. Nun habe ich Angst vor dem Leben. Ich bin eine Frau: wenn ich nichts liebe, bin ich nichts. Also, was soll ich tun? Ist mein Leben stärker als das Schicksal? Was muß ich tun, um glücklich zu werden?"

Sie schmollte noch, saß abgewandt und verbarg ihre blauen Augen.

„Komm ganz nahe heran, mein Töchterchen, ja, so, daß ich dich streicheln kann. Deine beiden weißen Bäckchen. Ich habe sie gern. Du hast einen schönen Teint. Das böse Ding, das all das von den kleinen Männern hat küssen lassen. Du hast sie also sehr lieb gehabt? Sie haben sich mit dir nicht langweilen brauchen. Du hast es gern, wenn man dich streichelt. Ich sehe das. Du schließt die Augen, wie ein Kaninchen. Du bist mein kleines Kaninchen."

„Ich habe dich sehr lieb; du bist eine liebe kleine Mama!"

„Wie man sie durch Zärtlichkeiten gewinnt! Wenn du nicht so schwer wärst, würde ich dich auf den Schoß nehmen. Und jetzt will ich mit dir vom Glück sprechen. Ich habe in meinem Leben viel über das Glück nachgedacht. Weißt du, zu welchem Schluß ich gekommen bin? Ich habe alles in einem Dorfe entdeckt, in dem ich einmal den Sommer verbrachte. Da waren zwei alte Leute. Hör zu, kleines Kaninchen. Sie waren früher Zimmerleute gewesen. Sie hatten Tag für Tag, ohne sich eine Ruhepause zu gönnen, gearbeitet und so etwa vierzigtausend Franken zusammengespart. Morgens standen sie auf; der Mann ging, den Stock in der Hand, auf den Feldern spazieren. Aber nicht deshalb waren sie glücklich, durchaus nicht deshalb, weil sie zu ihrem Ziel gelangt waren. In Wirklichkeit waren sie immer glücklich gewesen. Ihr Leben bestand aus Atmen, Essen, Spazierengehen, Schlafen, aus Fragen und Antworten. Siehst du, Marie, sie hatten eine Wahrheit entdeckt und hielten sich nun daran. Versuche um keinen Preis, über die Wahrheit hinauszustreben, die du entdeckt hast. Ich sah sie abends nebeneinander sitzen. Sie nahmen hin,

was kam; eine Bewegung der Luft, das Behagen nach dem Abendbrot. Die inneren Vorgänge ihrer Körper erschienen ihnen als etwas Geheimnisvolles. Oh, du. Ich habe viel nachgedacht! Manch einer wundert sich, daß ich soviel Gedanken habe. Ich habe über meine Wahrheiten zu sehr gegrübelt. Aber um auf diese beiden zurückzukommen. Wenn sie jemand vorbeikommen sahen, zogen sie über ihn her, bevor sie ihn kannten. Man ist immer glücklich, wenn man die anderen verurteilt. Das Glück bedeutet, zwischen zwei Scheuklappen ganz geradeaus zu gehen und jeden Schritt abzuwägen. Sieh, dein Großvater ist ein glücklicher Mensch. Viele Leute glauben es nicht und werden sagen: ‚Vielleicht, wenn er nicht seine Tochter und seine Enkelin gehabt hätte.‘ Ich sage mehr, ich sage: Gerade deshalb ist er glücklich. Der Beweis dafür ist, daß er über uns den Stab gebrochen hat. Ach, wie er sich fühlt. Er fühlt sich so ganz. Deshalb zürne ich ihm. Ich habe ihm die Gelegenheit zu seinem Glück verschafft, er hat sein Glück auf meine Kosten gewonnen. Aber du, du hast dein Glück entdeckt. Du hast während einiger Tage die Wahrheit ausreichend kennen

gelernt. Du hättest dich mit ihr einschließen sollen. Ja, ich weiß, manchmal will das nicht gehen! So raffe dich ein wenig auf; laß die Wahrheit ganz in dich eindringen. Ach, ich sehe sehr gut, wozu du gekommen bist. Du hast jetzt nur noch mich. Ich sehe, du trinkst meine Worte. Du bist an die Quelle gekommen und dachtest: Wenn auch die Quelle mir versagte! Und ich muß hier versagen, mein Kind. Kehre zu deinem kleinen Jean zurück. Gewinne ihn dir wieder. Sage ihm: ‚Ich bin noch nicht so weit von dir entfernt, daß ich nicht wieder zurückkehren könnte.‘ Ich habe dir gesagt, was geschehen wird, wenn du bei dem andern bleibst. Ich habe es dir ohne Umschweife gesagt, und das war nur recht so. Du hast gesehen, daß ich nichts dabei tun kann. Ich habe nicht zu dir wie eine Mutter gesprochen, sondern wie ein Weib. Ich habe dich siebzehn Jahre lang entbehren müssen. Heute verstehe ich nicht mehr, Mutter zu sein. Sage nicht, was ist das für eine schlechte Mutter, die ihr Kind wegjagt. Du gehörst mir nicht mehr. Ach! dazu bedarf es langer Übung, um sich mit andern zu verstehen. Nun sei nicht traurig. Ich habe dir ge-

ſagt, was du tun mußt. Alſo Mut, Töchterchen. Ich werde dir ein ſchönes Kleid kaufen, und zwar ein Kleid, das dir gut ſtehen wird. Ich verſtehe mich darauf. Du wirſt noch nie ſo ſchön ausgeſehen haben. Komm, ſtehe auf, wir wollen in feine Geſchäfte gehen. Und wenn du ſehr vernünftig biſt, werde ich dir vielleicht noch etwas anderes kaufen. Nein, bleib ſitzen. Ich will mich anziehen. Richtig, ich habe noch gar nicht daran gedacht, dich nach deinem Namen zu fragen."

„Ich nenne mich Frau Crouzat."

„Ein komiſcher Name, und wo wohnſt du?"

„Bei Frau Amélie Couvert, Avenue de Saxe Nr. 191."

„Warte, ich will es aufſchreiben. Benachrichtige mich vorher, wenn du mich beſuchen willſt. Du begreifſt doch wohl, weshalb du mich benachrichtigen mußt. Wann fährſt du wieder nach Paris zurück?"

„Nach den Ferien, im Oktober."

„Gib mir deine Adreſſe, wir ſchreiben uns dann. Das wird nett werden."

Zweites Kapitel

Sie ging die Treppe hinauf. Es war Ende Oktober und es schien ihr, als sei die Zeit nur darum weitergegangen, damit sie jetzt diese Treppe hinaufgehen könne. Ihre Schritte waren Schritte ohne Überlegung, die sie jedes Mal eine Stufe höher brachten, während ein gläubiges Gefühl sie über das, was dieser Augenblick an Zaghaftigkeit und Unentschlossenheit in sich barg, hoch hinaushob. Sie klopfte, Jean öffnete. Man hat oft den Eindruck, daß man gerade jetzt nötig war und die Männer planlos umherwanderten, in der Erwartung, daß man komme.

Sie sagte nicht einmal: ‚Hier bin ich', sie setzte sich auf einen Stuhl, legte die beiden halbgeöffneten, leicht zitternden Hände, mit denen sie nichts anzufangen wußte, auf ihre Kniee. Es genügte, daß sie da war, sie brauchte keine Worte zu machen.

Er sah sie und blieb bei ihrem Anblick reglos stehen. Dann berührte er mit seinem Finger, als wenn er hiermit etwas Besonderes wagte, ihre Hand. Sie ließ es geschehen und bewegte sich nicht, als ob sie fürchtete, ihn zu verscheuchen. Dann berührte er ihre Wange, rieb sie ein wenig, als ob er die Haut prüfen wollte. Nun sagte er, um sich zu rechtfertigen:

„Du hast ganz kalte Wangen."

Sie erhob die Augen mit einem Aufschlag, der ihr eigen war. Einen Augenblick lang hatten sie sich nichts zu sagen. Sie trug ein dunkelblaues Kleid; aber ihrer Augen wegen bemerkt man die Farbe gar nicht. Sie hob plötzlich die Augenlider noch mehr, ihr eigentliches Wesen kam nun zum Vorschein, offen lag es da, wie ein See, auf dem Boote mit gespannten Segeln bereit liegen. Man sah an ihr nichts als ihre zwei großen Augen. Jetzt erst war sie für Jean wirklich da. Von ihrem Haar, das sie aufgebauscht über der Stirn trug, zog sich über ihr ganzes zartes Gesicht eine Linie, ein Reflex, ein Ausdruck, der ihr Kinn weich machte, und selbst ihr Mund schien nur der Gefährte ihrer

Augen, nur da zu sein, um deren Sprache beredter zu machen.

Er sagte:

„Du kehrst für immer zurück?“

Sie antwortete:

„Glaubst du, daß ich sonst gekommen wäre?“

Als sie ihre Beine unter den Röcken bewegte, blickte eine Fußspitze hervor. Er sagte:

„Du trägst jetzt gelbe Strümpfe, die trägt man viel seit einiger Zeit.“

Sie schlug die Augen nieder.

Beide hatten nur den einen Wunsch, eine angefangene Geschichte fortzusetzen, wie auf der Straße von zwei Spaziergängern der eine, wenn er drei Schritte vorauf ist, auf seinen Gefährten wartet, von dem er durch einen Vorübergehenden getrennt worden war. Zuerst hatten sie nur den Wunsch, die Vergangenheit wieder aufzunehmen. Er sagte:

„Ich habe dir nie von einer kleinen Cousine erzählt, die ich hatte. Sie hieß Valérie. Am Tage ihrer Einsegnung schrieb sie an meine Mutter, um es ihr mitzuteilen: ‚Meine liebe Tante, . . . weißt Du, es ist der schönste Tag meines Lebens.‘ Ich

habe ihr geantwortet. Ich bin sicher, daß ihre Einsegnung schön war. Ein ander Mal sagte mir eine meiner Cousinen: ‚Du hättest zu dem Fest zu uns kommen sollen, du hättest gesehen, wie hübsch deine Cousine Valérie ist. Und dann ist sie nicht nur hübsch, sie hält sich auch so stolz!‘ Ich habe von ihr nichts weiter gekannt, als ihre Einsegnung und den Reiz, der ihr davon zurückgeblieben war. An Festtagen war sie ernster und ihr Lachen schlichter. Ich habe ihr nach deiner Abreise geschrieben. Du weißt es wohl noch nicht, daß sie tot ist. Ihr Vater ist schon länger tot, er hätte sie sehr beweint.“

Sie antwortete:

„Auch ich habe eine Valérie gekannt. Sie war sehr hübsch, brünett und trug einen Scheitel. Einmal haben wir ein Punktierbuch befragt. Mir hat es geantwortet: Der Priester, der dich beerdigen wird, lebt noch nicht. Und ihr hat es gesagt: Du wirst nicht das Ende des Jahres erleben. Und sie ist richtig gestorben. Sie hatte einen schönen Namen, er hat ihr aber kein Glück gebracht.“

Er sagte darauf:

„Bist du die ganze Zeit in Lyon gewesen?“

„Ja.“

„Was haſt du da gemacht?“

„Ich weiß nicht. Ach doch! Einmal war ein junger Mann an einer Straßenecke. Ich glaubte, du wärſt es. Ich bin davongelaufen. Zwei Tage wartete ich auf dein Klingeln.“

„Ich war's nicht.“

Sie ſagte:

„Liebſt du mich noch?“

„Ich weiß es nicht.“

Er betrachtete ſie.

Sie war ganz anders geworden. Auf ihren weißen Wangen lag noch ein zweites Weiß, ein leichter Reif, ſie waren mit Reismehl bedeckt, wie zartes Fleiſch, das man konſervieren muß. Sie waren zerbrechlich, wie Dinge, die man durch Berühren mit der Hand zerſtören kann. Auch ihre Lippen ſah er an. Sie waren geſchminkt, darum um einen Ton röter, und parfümiert, als ob der Duft eines Bonbons ſich zu ihrem natürlichen Duft geſellte. Um die Augen hatte ſie ſchwarze Striche gezogen, ſie gleichſam der ſchmerzlichen Erinnerung wegen mit Trauerrändern umgeben. Scheint es

nicht, daß sie in einen Reliquienschrein gefügt sind, daß man sie gut bewahrt, und daß das Licht, das du in sie hineingesenkt hast, noch da ist und immer von deinem Ruhm erzählen wird! Gott begnügte sich nicht mit der Erde; als er sie so schön sah, schuf er im Weltall noch andere Himmelskörper. Und du . . .

„Du bist schön, Marie."

„Um deinetwillen muß ich schön sein," erwiderte sie.

Er zog sich in sich zurück, wehrte sich schon gegen ihre Macht und wandte sich ihr nur wenig zu.

„Marie, es wäre besser, wenn ich dich nicht schön fände. Ich weiß nicht, ob du einst schön gewesen bist. Einst sah ich dich, nicht wie du warst, Marie, ich sah dich, als wärst du ein Stück von mir gewesen. Ich habe dich viele Male betrachtet, es schien mir, als ob ich, ich weiß nicht was, sähe: meine Hand, meinen Körper, mein Ebenbild. Erst heute sehe ich dich, ich würdige dich, ich finde dich schön. Die Trennung hat sich vollzogen, Marie."

Da sagte sie etwas sehr Geschicktes.

„Du hast mich nicht geliebt, Jean. Sage mir, daß du mich nie geliebt hast."

Da richtete er sich auf, bot ihr die Stirn und fand nun eine andere Antwort für sie:

„Komm her, Marie.“

Sie brauchte nicht viel Zeit, um sich ihm zu nähern.

„Reiche mir deine beiden Hände.“

Übrigens hatte er sie schon genommen.

„Sieh mir in die Augen. Weißt du denn, ob ich dich nicht noch liebe?“

Sie sah ihn an. Er blickte in zwei blaue Augen, auf deren Grund etwas Fremdartiges, wie eine geheimnisvolle, unergründliche, von andern Menschen belebte Stadt ihn bannte und mit dem Gewicht seines Herzens zu sich herunterzog. Man erzählt, daß man zur Zeit der Ebbe bisweilen die Spitze eines Kirchturms aus dem Meere hervorblicken sieht.

Er sprach jedoch:

„Ich weiß nicht, ob ich deinen Körper kenne. Ich habe dich niemals zu meinem Vergnügen besessen. Ich hatte ein Gefühl, ich versenkte es in dich, um zu sehen, wie du mir darauf antworten würdest.“

Dann schwieg er und sah sie wieder an. Und alles das geschah so impulsiv und war so wohltuend, daß er fühlte, wie es ihn gewaltig durchdrang und aus jedem Glied seines Körpers ein Gefühl verdrängte, das sich dort hätte einnisten können.

Sie sagte:

„Oh! Du Geliebter."

Sie sagte das, und es war, als ob plötzlich Dornröschen in der Tiefe ihres Herzens erwachte. Dann näherte sie sich ihm, lehnte ihre Brust an die Jeans, bewegte sich sanft, wie um da zu beharren, als wollte sie einen Grund mehr zu den andern Gründen hinzufügen. Der Mann fühlte sich davon wie umgeben. Er wurde sich dessen bewußt und verstand ein Ding nach dem andern.

Sie reichte ihm ihren Mund, er genoß ihn, eine besondere Süße erfüllte ihn bis zum Rand. Es war ein Sieg. Er schwieg, als ob er nichts mehr zu sagen hätte. Sie warfen sich zusammen nieder, er kam zu ihr, sie zog ihn an sich und fühlte, während er sie umfing, wie das Leben eines Mannes sich ausbreitete und eine Frau für immer beschattete.

Sie erhoben sich darauf. Jean setzte sich. Marie, beruhigt, fühlte sich wieder ihrer sicher und nahm ihren früheren Gesichtsausdruck wieder an. Sie sagte:

„Du siehst, daß ich gut daran tat, zurückzukommen."

Aber sein Gesicht blieb unbeweglich, er nahm es zwischen seine beiden Hände und blieb so lange in dieser Stellung, daß sie das Ohr hinneigte, als hätte er leise etwas gesagt. Ein wenig später stand er auf, ohne ein Wort zu sagen, scheinbar ohne eine Bewegung zu machen, öffnete das Fenster, stützte sich auf die Brüstung und kehrte ihr den Rücken.

Sie begann wieder, sie meinte, daß alles bestehen bliebe und daß die Macht des Weibes einen Mann beugen könne, wie eine Last es tut. Sie sagte:

„Küsse mich, Jean."

Er hörte nicht einmal hin, blieb an die Brüstung gelehnt, gebückt, wie gestützt und hielt sich so weit von ihr, daß sie lange hinblicken mußte, um ihn zu sehen. Es war ein schöner Abend. An der Biegung der Seine kräuselte sich plötzlich die Welle,

und ohne Eile, wegesſicher, nach links hin, dorthin wo die Welt endet, folgte ſie einer andern Welle. Der Himmel war zart und klar, die Luft war grau, Luft und Himmel ſchienen eins. Der Oktober glich einer Frucht, die bald fallen würde.

Er wartete nicht länger.

„Nein, es iſt nicht, wie es ſein ſoll, es iſt nicht, wie es ſein ſoll. Einſt waren wir eng verbunden geweſen und hatten geſagt: Erinnere dich . . . Was iſt mit uns geſchehen? Wir dachten, ein Kuß würde uns wieder vereinigen. Ich bin traurig.“

Er ſchwieg, dann fuhr er fort

„Vielleicht bin ich nur in dieſem Moment und für einen Augenblick traurig. Sage nichts, alles iſt zu Ende. Wir haben uns jeder auf unſeren Platz geſtellt. Auch früher war ich einmal traurig. Wenn ich früher traurig war, fühlte ich die Melancholie der ganzen Welt. Wenn ich heute traurig bin, denke ich. Ich denke, und dieſes Wort wird dich lehren, wo ich hingelangt bin. Du kommſt zu ſpät zurück. Du haſt mir Zeit zum Nachdenken gelaſſen. Und ich weiß, daß alles ſo kommen mußte. Es iſt geſagt: Gott wird kommen mit der Wahr-

heit, zu richten die Lebendigen und die Toten. Marie, Gott wird nichts zu tun haben: sie werden sich selber richten. Es gibt in der Welt soviel Harmonie, daß jeder von selbst und aus eigenem Antrieb seinen Weg gehen wird. Du hast mich verlassen, du bist deinen Weg gegangen. Gewiß, du hast mich enttäuscht, als du mich belogen hast, heute weiß ich, daß du mich noch vielmehr getäuscht hast. Ich glaubte dich gefunden zu haben. Ich sagte mir: ‚Sie ist da, in mir, wie ein Blumenstrauß in einer Vase trage ich die Blumen in mir.‘ Heute kenne ich von dir viel mehr als deine Worte und viel mehr als das, was in deinem Leben geschehen ist: ich weiß, wohin dein Weg führt. Du hast mich verlassen, du bist wo anders hingegangen, ganz einfach, wie ein Stein fällt. Sieh, du bist hier, und ich sage dir, daß du hier nicht zu Hause bist. Ich habe dich besessen, wie einst hast du mir angehört. Das war der Augenblick der Entscheidung, der Trennung. Ich weiß nicht einmal, ob du diese Worte auch verstehst. Dann habe ich dir den Rücken gekehrt, ich hätte weinen mögen. In jenem Augenblick spürte ich etwas Endgültiges, et-

was Unabänderliches und Verfehltes. Und fühlst du jetzt, was alles in meinem Körper und meiner Seele zurückbebt?"

Da sagte sie:

„Das, was du sagst, ist schlecht, Jean. Weil ich gekommen bin, nutzt du es aus, um mir absichtlich Böses anzutun. Wenn ich das gewußt hätte, wäre ich zu Hause geblieben. Siehst du, Raphael weiß nicht, daß ich hier bin. Ich bin ein dummes Mädel. Ich folge immer den Regungen meines Herzens."

Aber er ließ nicht so leicht von seinen Gedanken ab. Ich habe nur das, pflegte er zu sagen.

„Höre, Marie, seit ich dich nicht gesehen habe, hat sich viel ereignet. Da war die Nacht nach deiner Abreise. In jener Nacht hat sich viel mehr ereignet als deine Abreise. Ich will dir nicht erzählen, wie ich zuerst getrunken habe. Ich habe Margot besucht. Erinnere dich an Margot. Sie war klein und sanft und lachte darüber, daß sie so war. Sie hat zu mir gesagt: ‚Gräme dich nicht um eine Frau.' Vielleicht danke ich es diesem Wort und meinem Stolz, daß ich später alles eingesehen habe. Ich habe gedacht: die da versteht es, sich an den rechten Platz

zu stellen. Dann habe ich geschlafen. Ich habe allein geschlafen, frei und fest, meine Waffen neben mir. Ich fürchtete dich noch. Diese Nacht hat nicht lange gedauert. Ich erinnere mich noch des Morgens, wie ich mich anzog, wie ich mir sagte: Also gleich Kamerad, also gleich! Doch es gab kein ‚Dann gleich'. Du hattest mir Käse und Brot gelassen. Ich ging im Zimmer umher und aß meinen Käse und mein Brot. Wie soll ich es sagen? Ich aß ganz langsam, ich wußte, daß ich für jeden Bissen Zeit hatte. Ich stand aufrecht, ich überlegte noch nicht. Ich begriff, daß ich siegen würde. In Wirklichkeit hatte ich gar keinen Kampf zu bestehen. Man muß sich nur zu halten wissen. Ich fühlte meinen Körper, ich sage dir, es genügt, den Menschen in sich zu fühlen. Von jener Nacht habe ich den Eindruck zurückbehalten, daß in mir ein ganzes junges Geschlecht lebte: ich leitete es wie ein Hirt. Darauf bin ich an das Fenster gegangen. Wenn du wüßtest, wie einfach alles war! Du warst wirklich mein Leben und meine Stütze gewesen, und als ich mich dann aufrecht fand, wußte ich, daß ich nicht sterben würde. Ich weiß

nicht, ob es jemals einen ähnlichen Morgen auf der Welt gegeben hat. Es war fünf Uhr. Als ich meine Blicke auf die Stadt richtete, sah ich sie voller Mitleid schlafen. Wie aber soll ich mein Glück beschreiben! Die Luft war noch da. Ich dachte daran, daß mitten auf der Erde, dort unten auf dem Meer, Menschen auf einem Schiff sind und leben. Ach! es gab noch andere Dinge außer dir auf der Welt. Die Luft strömte mit Macht in meine Brust. Ich rief sie: Kamerad, mein Kamerad! Es schien, als antwortete sie mir und als heilte sie im Durchziehen alle Wunden meines Innern. Höre, Marie. Jener Tag war der schönste Tag meines Lebens. Ich erhob mich mit vorgestreckten Armen, wie man ein Kind vom Boden hebt, ich fühlte mich über meine Kräfte hinauswachsen und fragte mich, von wo mir dieser Mut gekommen war; ich betrachtete das Weh, das du mir angetan hattest, und verjagte es durch einen Nasenstüber."

„Oh, schweige, Jean! Schweige. Das ist nicht wahr. Du hast weinen müssen, du hast geweint, ich will, daß du geweint habest. Und dann hast du mich nicht geliebt. Wenn du mich geliebt hättest,

hättest du mich nicht von dir gehen lassen. Du hast mich nicht gehalten, du hast gesagt: Gehe nur. Ja, du hast gesagt: Geh! Ich weiß es. Im Innern warst du vielleicht recht froh darüber, daß ich ging. Ich war zu glücklich. Ich war nie glücklich gewesen, ich konnte mich an das Glück nicht gewöhnen. Das Leben ist nie gütig gegen mich gewesen, ich bin zornig geworden, ich habe es herankommen lassen und habe ihm gesagt: ‚Hier nimm mich, tue mir doch noch mehr an!‘ So bin ich fortgegangen, ich war wahnsinnig. Die ganze Nacht habe ich meine Nägel in meine Haut gegraben. Ich fühlte mich in meiner Rolle. Raphael hat mir ein nasses Tuch auf den Kopf gelegt. Es geschah ihm recht, er hat mich bis zum nächsten Morgen gepflegt. Er hat geweint. Aber wenn ich gewußt hätte, daß du mich nicht liebst, würde ich nicht geweint haben. Er hat es mir gesagt: Wenn er dich geliebt hätte, hätte er dich nicht fortgehen lassen.“

„Er hatte recht. Ich liebte dich wie etwas, das ich empfangen hatte, ich liebte dich nicht wie etwas, was man erobert hat. Ich habe dich mit beiden Händen zurückgehalten, aber ich verstand

nicht, mich nach hinten zu beugen, um mich von dir fortziehen zu lassen. Meine Liebe zu dir ging nicht so weit, daß ich deinetwegen in eine Gefahr oder in den Tod gegangen wäre. Vielleicht warst du in mir schon besiegt, und vielleicht übertönte die andere Stimme, jene, die ich heute höre, bereits die deine und schuf mir ein tieferes Schicksal."

„Ach! Halt ein! halt ein!" rief sie.

Er hatte sich gesetzt, sie stürzte sich mit einem Satz auf ihn. Sie setzte sich auf seine Kniee, und da war sie, nichts konnte ihr jetzt diesen Platz entreißen. Sie preßte ihren Mund auf seinen Mund, umschlang ihn mit ihren Armen, mit ihrem ganzen Gesicht lehnte sie sich an ihn, wie ein stürmisches Meer, wie das einzige lebende Wesen, das einem die Weite versperrt. Dem Mann war es, als ob ihm der Atem stockte. Mit einer Hand knöpfte sie ihre Bluse auf; dann, es war ziemlich schwierig, mußte sie mit beiden Armen aus den Ärmeln heraus. Sie tat es geschickt, glitt und wand sich, und mit einer Bewegung, die sie aus ihrem Kleid herausbrachte und zugleich beugte, umklammerte sie fest ihre Beute. Da sah er ihre Haut. Sie war

weiß und schmiegsam, und der Körper des Mädchens war so voll, so unerwartet herrlich und sprechend, als ob ein Wunderhauch darüber hingegangen wäre. Er mußte nun ihren Duft einatmen, weil nichts anderes als sie da war. Manchmal richtete sie sich auf, wenn ihre Brust sich hob, es entstieg ihr ein Seufzer, und ein Schauer durchzuckte sie, den man hätte festhalten mögen.

„Sieh," sagte sie, „ich habe kein Korsett. Denkst du noch an meine Brüste. Ich weiß nicht, warum du sie so sehr geliebt hast. Ich sagte dir einmal: Ich gebe sie dir; du hast mir geantwortet: Ich werde sie nehmen. Du hast vergessen, sie dir zu nehmen. Siehst du, ich bin hergekommen, um sie dir zu bringen. Aber sage mir, mein kleiner Jean, was willst du mit ihnen machen? Sie waren so gut an ihrem Platz. Sieh! Sie sind fest. Du hast mir gesagt: Es sind die Halbkugeln von Magdeburg, man brauchte sechs Pferde, um sie zu trennen. Du hast doch auch die Frauen, die kleinen Frauen geliebt. Was haben sie dir denn getan, daß du sie nicht mehr haben willst? Gefalle ich dir nicht mehr? Du wirst dir doch keine andere nehmen.

Wenn du aber eine andere haben willst, müßte ich sie dir wählen."

Wirklich, die Frage wurde jetzt zu einer hochwichtigen, sie selbst machte sie dazu. Hier handelte es sich nicht mehr um Marie, hier wurde um den Sieg des Weibes gekämpft. Und sie spielte mit seinen Armen und Händen, drückte des Mannes Wangen, Hals und Brust, suchte ihn nach allen Regeln ihrer Kunst weich zu stimmen und überhäufte ihn mit einem Male mit allem, was sie an Glückseligkeit zu geben hatte.

„Erinnere dich an das, was ich dir von meiner Heimat erzählt habe. Alles setzte sich Sonntag abend vor die Tür, und um diese Stunden noch tiefer zu genießen, lernte Jalot Klarinette. Er begann, man sagte: ‚So ist's recht, Jalot!' Und mitten drin hörte er mit Spielen auf, weil er es noch besser lernen wollte. Ich glaube eher, daß er sich sagte: Wenn ich mich einfach damit begnügte, was ich gelernt habe; man hat doch soviel Freude an dem, was man kann! Du siehst, daß Jalot mir sehr genützt hat. Da waren kleine Kinder, die den ganzen Tag Stiefel getragen hatten. Kam nun der Som-

mer heran, sagte man ihnen: Um es dir bequemer zu machen, kaufe ich dir Sandalen. Nun liefen sie, um zu zeigen, wie bequem es ihnen war. Ich hatte eine Großmutter, die mir ein Tuch brachte. Es ist schwer zu erklären, aber dies war ihre Art mir zu zürnen. Auf der andern Straßenseite über dem Dach des Nachbarn leuchtete der große Bär am Himmel. Oh! Ich kenne ihn! Das Dach eines Menschen hat mir die Welt mit Merkzeichen versehen. Die Straße stieg rechts von uns hinauf. Jeden Abend hörte man von dort her, wo sie am höchsten war, einen Lärm als ob er von der ganzen Erde herrühre. Ich sagte: ‚Großvater, man kann hier die Eisenbahn nicht hören, kein Wind geht durchs Land, was ist es also?‘ Er antwortete: ‚Ich habe immer gedacht, es sei das Rauschen der Zeit, die verstreicht.‘ Man kam sich groß vor. Auf den Stühlen saßen Leute, die man von jeher gekannt hatte. Das stellte mein Dorf und mein Leben dar, und in mir ist etwas, das wie Jalot handelt. Mein Herz, meine Lunge, meine Leber, mein Schoß, alles, was zu mir gehört, alles, was mir genügt, jedes Organ erzählt seinem Nachbarn, wie es in meinem

Dorf zuging. Ja, manches von ihm spüre ich in meinen Knochen. Ich bin nicht sehr kompliziert, ich bin ein kleines Dorf, das dich nicht stören wird, aber ich bin ein ganzes Dorf. Kennst du die Liebe? Die Liebe, das ist, wenn man sich Sonntag abend hinsetzt und alles einen froh macht. Du brauchst nicht weiter zu gehen wie bis zum großen Bären, und du wirst seinen Platz kennen. Ich werde alles das für dich sein, und alles das ist das ganze Leben. Sieh doch ein, wie du dann keine Furcht mehr haben wirst. Ich werde das ganze Leben sein; wenn du stirbst, werde ich mich töten, das ganze Leben würde in demselben Augenblick wie du dahingehen."

Und sie wiederholte:

„Begreife doch. Der ist der Herr der Welt, der spürt, daß mit seinem Tode die ganze Welt stirbt. Ich werde das ganze Leben sein; wenn du stürbest, würde ich mich töten, das ganze Leben würde mit dir dahingehen."

Nicht ihre Worte waren es, die ihn anzogen, sondern ihr so naher Körper. Jeder seiner Sinne sehnte sich nach ihr. Gewöhnlich hatte er einen

weiten Blick, zielte aus der Entfernung und beschrieb seine Kurve wie eine Wurfbahn, die am berechneten Punkte auftrifft. Er sprach nicht. Eine wühlende Arbeit bemächtigte sich seines Innersten, richtete dort eine seltsame Verwirrung an, ergriff dann seine Gedanken und zerteilte sie in Stücke. Manchmal zeigte er ein ganz klein wenig Aufmerksamkeit, und dann ging von ihm etwas aus, das sich wie ein Insekt auf die Haut dieser Frau setzte, Leben aus ihr trank und sich damit vollfüllte. Er fühlte sich wohl, hatte eine Empfindung in seinem Kopfe, die sich dort in der Wärme breit machte, wie in einem Bett, in dem gut schlafen ist. Und wo hätte er etwas finden können, was das aufwog? Eines schönen Tages reist man um die Welt und siehe, eines Abends findet man in einer verlorenen Weltgegend jene Frische, die gleiche Frische, die man überall gefunden hat. Es gibt grausame Worte in dem Buche ‚l'Imitation': „Was könnt ihr wo anders sehen, was ihr nicht seht, wo ihr seid? Da ist der Himmel, die Erde und die Elemente; nun, aus ihnen ist alles gemacht . . . Wenn alles, was es auf Erden gibt, vor euch

ſtünde, was wäre es anders als ein leeres Hirngeſpinſt? . . .“

Bald verſchloß ſie ihm den Mund mit dem nackten Fleiſch ihres Armes, bald erregte ſie in ihm dadurch, daß ſie ihm die flache Hand auf das Herz legte, wunderliche Schauer; denn die Haut eines Weibes dringt weiter, als bis zur Oberfläche deſſen, was ſie berührt. Er nahm ſie auf, er fühlte ſie in ſich treiben, und wie ein Reis, das man einpflanzt, das in die Höhe ſchießt, tief Wurzeln faßt und ſich ſchließlich vom Saft des Inneren der Erde nährt, erwuchs infolge einer einfachen Berührung durch eine Kraft, die einer aus dem andern zu ſchöpfen ſchien, ein geheimnisvolles Band, das vom Weib zum Manne ging. Er dachte: Du haſt eine Mutter gehabt, du haſt neun Monate in dem Leib einer Frau gelebt, das alles hat ſich dir auf immer eingeprägt, und das iſt es, was du jetzt wiederfindeſt und wie der Wanderer die Heimat wieder erkennſt.

Und ſie ſagte noch:

„Du Böſer . . . du haſt mir geſagt, daß ich nicht

an meinem Platz wäre. Du siehst, jetzt habe ich mich an meinen Platz gesetzt."

Und sie setzte sich noch fester, sie setzte sich so, daß ihre Fußspitzen den Boden nicht mehr berührten.

„Sieh, du trägst mein Gewicht. Du hast dich schnell daran gewöhnt, es zu tragen. Ich werde also kaum eine Last für dich sein. Deine beiden kleinen Ohren . . . sie hören mich, weshalb sagst du also nichts? Ich rufe in sie hinein: Ich liebe dich! Und wenn das rechte Ohr nicht genügt, werde ich das linke zu Hilfe nehmen. Öffne den Mund. Ich rufe hinein: Ich liebe dich! Meine Liebe dringt bis zu deiner Brust. Oh, ich weiß wohl, du hast mich betrogen. Du hast die kleine Margot besucht. Ich war fort. Das ist kein Grund, daß ich fort war. Du hättest auf mich warten müssen, oder aber du hattest kein Vertrauen zu mir. Ich will, daß du mich nie betrogen hast. Ich habe den andern betrogen. Damals, ehe ich dich kannte. Dich liebe ich, denn ich hatte Liebhaber, als ich mit dem andern lebte. Noch jetzt in Lyon hatte ich Lust, ihn zu betrügen, rein aus Zorn. Aber ich sagte mir: Dann würdest du ja deinen kleinen Jean betrügen. Oh,

ich weiß, du bist böse auf mich, weil ich mit ihm gegangen bin. Aber kleiner Jean, erst der ist ein guter Matrose, der schon einmal Schiffbruch gelitten hat. Früher gab es Gefahren, denn ich kannte meine Schwächen nicht. Jetzt werde ich auf mich achten, ich werde mein Herz prüfen, wie man ein Dach prüft, voll Furcht, daß es einfallen könnte. Auch ich bin ein gelehrter Ingenieur, ich weiß, wie Risse entstehen. Und dann weißt du, mein Großvater! Als ich voriges Jahr fortging, weinte er, denn er wollte nicht, daß ich ging. Ich habe ihn wiedergesehen, er weiß alles, er hat geweint, weil er nicht will, daß ich zu ihm zurückkehre. Ich habe nichts gesagt, ich war glücklich, ich dachte: lange Zeit habe ich den andern Kummer gemacht, alles Böse, das ich in mir trage, muß nun erschöpft sein; nun bleibt mir nur noch Glück, und das will ich Jean geben. Und jetzt werden wir dich zu zweien lieb haben. Auch meine Mutter. Höre, Jean, ich habe auch eine Mutter: ich habe sie mir erobert. Ich werde dir das alles erzählen. Man hat mir eingeredet, daß sie gestorben sei. Sie hat mir gesagt: Lege deine beiden Hände um meine Hüften, mir wird dann sein,

als ob ich dich noch in mir trage. Von ihr habe ich dieses Kleid bekommen. Ich wollte mich für dich ganz in der Art meiner Mutter anziehen. Sie hat mir noch gesagt: ‚Verlasse den andern, zu diesem gehörst du.‘ Wenn ich dir etwas nicht recht mache, wirst du jemanden haben, bei dem du dich beklagen kannst. Sie ist nicht glücklich gewesen. Höre, Jean, du hast ein gutes Herz, wir werden sie alles vergessen machen, eins nach dem andern. Ist das nicht ein Ziel für dein Leben, lockt dich das nicht, eine arme Frau aufzunehmen, dich zu ihr zu neigen, und alles Böse, das sie ertragen hatte, von ihr zu nehmen? Wenn du mich nicht meinetwegen nehmen willst, nimm mich um ihretwillen. Ich habe Bücher über kindliche Liebe gelesen. Das wird noch schöner sein, als wenn du es für deine Mutter tätest. Du wirst es für meine Mutter tun. Ich bin in Raphaels Begleitung nach Paris zurückgekehrt. Ich habe ihm gesagt: Ich will eine Besorgung machen. Ich habe meinen Hut aufgesetzt, und hier bin ich. Guten Tag, meine kleine Besorgung! Um den Preis einer Lüge bin ich zu dir gekommen. Ich werde nicht mehr lügen, ich werde

die da bewahren, daß wir sie an unser Herz drücken. Ich habe dir alles gesagt. Frage du mich nun."

Er hörte das. Sein Herz, sein Blut, seine Lunge, seine Brust, alles das bildete ein einziges Ganzes, das in ihm hochschwoll, als ob alle seine Organe geschmolzen wären, als wäre sogar seine Seele ausgepumpt. Und eine eigentümliche Leere überkam ihn, ein schreckliches Gefühl der Auflösung: es war, als ob er sein Rückgrat verlöre. Da machte er eine Bewegung, um zu wissen, ob er noch eine Bewegung machen könne. Er drehte sich nach rechts, er drehte sich nach links, er wand sich von Marie los, und sich eine ihrer Gesten zunutze machend, entzog er seinen Kopf ihren Armen. Einem Verhungerten gleich, der Fleischbrühe schlingt und sie mit seinen beiden Kinnbacken schlürft, bemerkte er von einer Ecke aus das Fenster und das Tageslicht, starrte hin, ließ nicht davon ab und trank es in sich hinein. Von nun an konnte er wieder denken. Er klammerte sich an ein Wort, er klammerte sich an einen Zweig, er sah ihn, er ergriff ihn mit beiden Hän-

den, stützte sich auf ihn und wollte von ihm den Glauben wieder haben. Wie man sich ein Gebet hersagt, um die schlechten Gedanken zu verjagen, so sagte er sich: das Herz wird schwach durch die Frauen . . . Seine Seele verkaufen, um eine Frau zu besitzen . . . Man soll seine Seele nicht verkaufen, um eine Frau zu besitzen . . . Diese da hat mir wie eine Mauer das Fenster und das Tageslicht verdeckt . . . Laß dich nicht durch die kleinen Dinge aufhalten, bevor du die großen erreicht hast. . . . Und mechanisch, wie er es von Leuten gehört hatte, die in Versuchung gewesen waren, suchte er nach einem belebenden Hauch, um seine Worte zu beseelen. Und wie er ihn suchte, tat er einen Atemzug, um ihn zu finden. Da war es, als ob ein Reiter aus seinem Herzen herausprengte. Und vier Hufe schlugen plötzlich auf die Welt. Und Jean dachte an einen Gedanken Pascals: ‚Tröste dich, du würdest mich nicht suchen, wenn du mich nicht gefunden hättest. Ich habe an dich gedacht in meinem Todeskampfe, ich habe so manchen Tropfen Blut um dich vergossen.‘ Und als er das gedacht hatte, schien es ihm, als ob der böse Engel ihm

langsam das Mark des Rückens entlang steige und pfeifend aus dem Nacken herauskäme.

Und in seinem Körper kam alles wieder ins Gleiche, war es wie an einem jungen Tage: ein Wind, der den Tau brachte, ein Morgenwind schaukelte eine Rose auf einem ungepflegten Boden. Das Übrige spielte sich in zwei Augenblicken ab. Ganz zuerst streckte er den Kopf vor und schüttelte die Frau nach links ab, wie man sich einer Fessel entledigt. Nun sah er den Tag und fühlte, daß er für den Tag geschaffen war. Dann schüttelte er sich, richtete sich auf und schleuderte sie durch das ganze Zimmer.

Als sie fiel, streckte sie ihre beiden Arme vor, um das Gesicht zu schützen. Er floh an das Fenster, es war ihm, als atme er zum ersten Male.

„Aa . . .h!“ machte er.

Aber der Körper, der auf dem Boden lag, sprach noch:

„Du hast mich zu Boden geworfen, Jean. Du weißt ja nicht: ich hätte gewünscht, daß du mich zu Boden werfest. Ich sagte mir: Ich werde meine Arme um meinen Kopf legen, und ich werde sie auf alle

Worte stützen, die er mir zurufen wird. Dann später, wenn ich allein sein werde, werde ich mich für mich selbst ausbreiten, ich werde meine Arme zusammenfalten, um die Welt einzuschließen, ich werde eine Stellung einnehmen, die noch niemand hatte, und wir werden sie allein besitzen: er, er hat sie mir gegeben, ich habe sie empfangen. Ich will eine Geste haben, die er hervorgerufen hat. Ich werde sie an meine Stirn lehnen, auf daß sie mir Glück bringe. Aber sage mir, daß ich bleiben soll. Du siehst, ich brauche nicht viel Platz, du könntest frei durch das Zimmer gehen. Ich versichere dir, daß der liebe Gott es gewollt hat: Deine kleine Valérie, oh du, ich habe verstanden — nun, sie ist tot! Ich werde nie sterben, ich werde da sein, um zu sterben, wenn du sterben wirst."

Dann sprach sie weiter, sie plätscherte wie eine Quelle unter einem Stein.

„Sieh, ich bleibe hier liegen, ich weiß nicht mehr, woran ich bin. Ich habe so lange gesucht, daß ich dich wohl verdient habe. Denke doch, wieviele Liebhaber ich gehabt habe, bevor ich bei dir angelangt bin. Aber zu jener Zeit wußte ich noch, was ich wollte. Die Erde konnte mir antworten,

denn ich hatte Vertrauen zu ihr. Doch heute, wie soll ich es dir sagen? Ich habe alles gefunden und das ist es, was mich beunruhigt. Wenn du wüßtest, wieviel Männer es auf der Welt gibt, und wenn du wüßtest, wie öde sie mir alle erscheinen. Ich stelle mir vor, daß die ganze Erde hohl ist. Und doch werde ich mit meinen beiden Füßen sie ganz durchschreiten müssen. Ich werde es bei jedem Schritt erfahren müssen, daß sie hohl ist. Was soll ich denn anders suchen, als das, was ich verloren habe? Überall, wohin ich meine Hand lege, fühle ich, daß du mir fehlst. Ach! Du hattest mich so beruhigt! Mein ganzes Leben werde ich damit zubringen, dich zu suchen. Wie willst du, daß ich dich finde, wenn du mich zwingst, dir den Rücken zu kehren. Du weißt, der ewige Jude: Er war verdammt, weil er den wahren Gott gesehen hatte. Sieh selber, ob ich unglücklich bin: ich habe gelernt, wie du zu sprechen. Ich verstehe mich auszudrücken, ich bin klug. Wenn es sich um dich handelt, bin ich immer klug. Das danke ich meinem Herzen; es befindet sich in meinem Körper so wohl, daß es bis zum Kopf wandert."

Aber schon antwortete er:

„Höre zu, Marie, es ist noch nicht lange her. Eines Abends war es, kurz vor Sonnenuntergang. Ich war auf dem Lande, ich ging einen Hohlweg hinunter. Du weißt, wie schön der Sommer gewesen ist. Wie soll ich es sagen? Grün war es, so wie eine Weide den Kühen erscheint. Ich habe immer die Täler geliebt. Ich kann nicht erklären warum. Ich hätte mich in ein schattiges Tal legen mögen, als wäre ich vergessen worden, als hätte Gott mich an jenen Ort gebannt und mich im Grase versteckt, damit mir nichts Böses widerfahre. Und siehe, in einer Windung des Weges stand eine Hütte. Ich sage nicht, daß ich dich gesehen habe, ich möchte sagen, daß ich dich gekostet habe. Ich weiß nicht, wie du in mich hinein kamst, aber plötzlich fühlte ich dich wie die heilige Hostie. Man kreuzt seine Arme über der Brust, man sagt sich: ‚Ich hatte ehemals mein Leben auf die Zärtlichkeit gebaut. Es schien mir, daß die Erde ein kleines Tal bildete und auf die Weite verzichtend eine kleine Hütte in die Mitte gestellt hatte. Es gibt Erdenwinkel, die dich mir wieder ins Gedächt-

nis zurückrufen, und in denen du, wie ich glaube, fehlteſt. Aber dort warſt du mit deinen blauen Augen, mit der Hütte, mit einem kleinen Tal, mit einer friſchen Blume, mit jener Blume deiner Augen, die zittern und die das Leben mit Inbrunſt in ſich aufnehmen. Ich blickte nach rechts, ich blickte nach links, ein Bach hielt auf ſeinem Wege inne; ich war mir nicht klar darüber, aber es war etwas, das vollkommen war. Es ſchien dort keinen Abhang zu geben, und es herrſchte ein eigentümliches Gleichgewicht, ein einziger Frieden, eine Symmetrie, als ob alle Gegenſtände des Tales, deſſen Mittelpunkt ich war, ſich über meinen Kopf ihr Echo zugerufen hätten. Ich ſetzte mich; gewöhnlich gehe ich viel weiter, als dorthin, wo ich bin. Ach! Marie, ich beſchäftigte mich mit der Vergangenheit; wirklich, es war keine Zeit zu verlieren. Ich blickte um mich, ich ſtellte alles zuſammen, was zu meinem Glück nötig war, ich griff ein früheres Gefühl heraus, ließ es mir durch den Kopf gehen, wie um zu wiſſen, was es aus mir machen würde, wie um die Zukunft zu erproben. Ich ſtellte dich auf die Schwelle der Hütte, ich fragte mich: Wie wird ſie ſich hier ausnehmen?

Ich erwog Gedanken wie etwa jenen: ‚Die Frau ist ein Rohr, das biegsamste Rohr der Natur.‘ Ich faltete deinen kleinen Mund, ich legte ihn auf mein Herz, denn der Mund einer Frau dringt tiefer als bis zu unserer Haut. Du hauchtest ein wenig, wie wenn man einen Kuß gibt. Einst hätte es mir geschienen, daß mein Herz ausgesogen, daß mein Herz in deine Brust eindringen würde. Du hast mir gesagt: ‚Die Liebe, das ist, wie wenn man sich setzt und alles einen froh macht.‘ Nun, ich hatte mich gesetzt, Marie, und ich fühlte, daß irgend etwas mir fehlte. Ich versichere dir, daß alles geschah, als ob du neben mir gewesen wärest. Ich versichere dir, daß ich dich erprobte. Und sieh, heute bist du neben mir, und wieder geschieht alles, wie in jenem kleinen Tal. Ich dachte: Wenn ich zufälligerweise in diesem Augenblick allein wäre und mich an die Arbeit machte, würde ich sicherlich Genie haben. Oder auch: ich fühle mich geistreich, ich fühle, daß ich für die ganze Welt klug bin, und neben ihr bin ich trübsinnig. Oder auch: Es gibt Freunde, es gibt Reisen. Ich kenne jemand, der auf die Walfischjagd gegangen ist. Ein anderer

hat seine Wahl noch nicht getroffen. Oh! Wieviel Dinge gibt es doch, die ich noch nicht entdeckt habe! Darin liegt weder etwas Geheimnisvolles, noch irgendwelche Philosophie. Eines Nachts hast du mich verlassen, und es gab eine Verschiebung in meinem Innern, als ob es mich fortziehen müßte, als ob meine Schwere sich niederneige. Ich mußte vieles wieder aufrichten, um nicht zu weichen, ich mußte aus den entferntesten Quellen Leben, Kraft, Mut suchen; sie stückweise entreißen, sie vereinigen und mich rückwärts neigen und ein Gleichgewicht bilden, das ganz fest sein mußte, weil ich mich vor einer neuen Erschütterung fürchtete."

Er stand mit erhobenem Kopf, er öffnete den Mund, er hielt manchmal inne; sie fühlte, daß die entschlossene Stimme eines Mannes zwischen seinen Zähnen hervordrang. Und er sagte noch:

„Willst du ein Beispiel, soll ich dir sagen, wieviel Freuden ich anderwärts gefunden habe? Ich kenne andere Gefühle als die Zärtlichkeit, ich kenne bessere als die Liebe. Ich werde dir von Reisen erzählen. Ich habe eines Abends einen Forschungsreisenden gesehen. Er kam damals vom

Persischen Golf zurück, und als er mir Photographien zeigte, erfüllte mich das mit einer Art Verzweiflung, als ob ich mein Glück verscherzt hätte. Ein Brett auf dem Meer, ein Berg, ein andere Menschengemeinschaft, eine andere Sonne, das war schon etwas, aber vor allem machte sich jenes Gefühl bei ihm geltend, etwas verlassen zu haben und schon durch seine Gegenwart etwas wie ein Held zu sein. Und der Mann, der mir das zeigte, besaß Ruhe, Gleichgewicht und genügendes Wissen, um die Länder und die Rassen zu ordnen; ich folgte ihm, ich ging zu den Tagen des Ursprungs zurück, zu den Tagen der Trennung, wo Adam nach und nach das Chaos sich entwirren sah. Ich fühlte die ganze Kugelgestalt der Erde, fühlte, daß sie wie eine einzige lebendige Erde sei, wie die Erdkugel, die Karl der Große ganz in seiner Hand trug. Ein mächtiger Strom umgab sie. Da gab es Punkte, an denen man anhielt und von denen man ausging. Ich preßte die Erdenmaterie an mich, mein Atem ging mir aus. Gewiß, ich hatte eine Frau gekannt, und sie lehrte mich einen Tag kennen, wo mein Blut mit der Gewalt eines jungen Volkes aus

meinem Herzen drang; doch alles: Paris, die Liebe, das Geld, alles das schien mir kaum soviel wie ein Kinderspiel, wie ein ganz kleines Dorf, in dem man eines Tages anhält, um sich an einer Erinnerung zu freuen. Mir fällt ein, daß Dostojewski in einem seiner Bücher von dem ‚lebendigen Leben' spricht und daß er sagt, es müsse ganz einfach sein, und man würde erstaunt sein, wenn man es eines Tages entdeckte. An jenem Abend habe ich ‚das lebendige Leben' entdeckt. Es ist da, wenn man irgendwo am persischen Golf steht, wenn man lebt, wenn man fühlt, daß der Mensch geschaffen ist, um auf der Erde zu leben und sie zu durchwandern. Und es handelt sich nicht nur um Reisen, Marie. Es gibt noch andere Dinge, in denen ich mich jetzt auskenne."

Er sprach weiter, wandte sich einem Gegenstand zu, damit kein Mensch ihn ihm nehmen könne, damit alles, was ihn umgab, ihm gehöre.

„Ihr Frauen betrügt uns schon seit zu langer Zeit. Es wird ein Tag kommen, wo es für den Mann weniger wichtig sein wird, wenn jemand

ihn betrogen hat. Es wird eine Art neuer Wissenschaft geben, ich prophezeihe eine Art neuer Wissenschaft von der Widerstandskraft der Stoffe. Die Ehe beruht auf einem Irrtum. Die Frau kann nicht allein leben, deshalb zieht sie den Mann an, um nicht allein zu leben, deshalb nimmt sie ihn ganz in Beschlag, um deutlich zu fühlen, daß sie in keinem Punkte ihres Innern allein ist. Die Liebe ist verzehrend. Übrigens handelt es sich für mich nicht darum, recht oder unrecht zu haben. Verstehe das wohl: ich habe mich auf einem anderen Wege zurechtgefunden. Vielleicht werde ich nur einen Zentimeter weiter kommen, als ich gekommen wäre, wenn ich dich als Bürde bei mir gehabt hätte, vielleicht wärest du für mich Ausgleich genug gewesen, um nichts zu bedauern. Jetzt ist es zu spät. Dieser Zentimeter gehört nun mir, es ist die stärkste Kundgebung meines Lebens; ich werde diesen Vorsprung haben, auch wenn es später wieder mit mir zurückgehen sollte."

Wohl hörte sie diese Worte: einige von ihnen nahm sie auf, sie beschwerten sie und sie ließ sie wieder langsam vergehen. Wohl hörte sie diese Worte:

sie folgte ihnen sogar, man hätte sagen können, daß sie sich an ihnen emporrankte.

„Ich nehme meinen Kopf in beide Hände," sagte sie, „ich stütze meinen Kopf mit meinen beiden Händen. Es scheint mir, daß irgend etwas in mir sich verunstaltet hat: ich wiederhole noch einmal, ich möchte alles zu einer glücklichen Lösung führen. Ich kann es nicht. Mein Kopf ist stärker als meine beiden Hände. Oh, Jean, wenn man mir eine Wunde beibrächte, wenn es einen Menschen gäbe, der gütig genug wäre, mir den Weg zu öffnen! Ich glaube, wenn meine Seele meinen Körper verließe, würde sie mich von allen Übeln erlösen. Ach! sage mir, daß es gut tut, zu sterben. Es gibt Liebende, die zusammen gestorben sind. Man umschlingt sich lange, die Ewigkeit beginnt, man kostet sie, sie ist da, sie ist am Ende eines Kusses. Du weißt, die Wollust: die ganze Ewigkeit bemächtigt sich ihrer, und im Augenblick deines Todes erfüllt sie dich damit. Oder vielmehr, du weißt es nicht. Du hattest einen Revolver, Jean. Ich kenne ihn: er war mit Perlmutter eingelegt, er war fein, er paßte mir gerade in die Hand. Ich versichere dir,

daß er für mich gemacht war. Sieh: ich liege nicht mehr, ich sitze, ich lehne mich an dein Bett. Wenn du es willst, werde ich ganz nackt sein. Ich bin schön, Jean, ich fürchte mich nicht, nackt zu sterben. Und wenn du dich über meinen Körper hinstrecken wirst, will ich, daß du dich vervielfachst, daß alles, was in dir ist, sich um meinen Körper schlingt, daß es keine Stelle gibt, auf der du nicht bist, nicht eine Stelle, die du mir gelassen hast. Ich sage dir sogar, daß es keinen Tod geben wird. Ich werde nur nach und nach fühlen, daß ich mich auflöse. Ich werde denken: Ich gehe aus mir heraus, ich werde nun in meinem Jean leben."

Er ging hin und her, dann hielt er inne, und es war ihm, als ob er mit dem Fuß einen Ball aufhielte, den ein Kind geschleudert hatte.

„Marie, jemand hat mir eines Tages gesagt: das Weib ist ein toter Ballast. Ich habe geantwortet: Ja, aber ein toter Ballast, der zerstörend wirkt und die lebendige Substanz angreift. Du wirst es verstehen, wenn du dich je sprechen hörtest. Aber ich bin mit diesem Tage zufrieden. Soll ich es dir gestehen? Wirklich, ich habe ihn erwartet,

ich habe ihn angestrichen, ich sagte mir: Wenn das vorbei ist, werde ich wissen, woran ich mich zu halten habe. Du wirst begreifen: man überlegt, man umgibt sich mit Prinzipien, wie Papiere hat man sie zur Hand. Wenn du wüßtest, wie das lebendige Leben darüber lacht, wie alles mit uns durchgeht. Nun, Marie, ich bin glücklich. Wir standen uns gegenüber. In den ersten Tagen der Trennung verglich ich, was ich verloren habe und was mir noch geblieben ist, und da begriff ich, daß ich nichts verloren habe. Aber dennoch fragte ich mich: Wenn du wiederfinden würdest, was du verloren hast, würde nicht die bloße Überraschung, es wiederzufinden, dich mit einem neuen Gefühl erfüllen? Kennst du die ‚neuen Gefühle'? Die neuen Gefühle sind stark wie die Jugend, der es an Platz fehlt. Ich hatte dich verloren. Ich dachte: alles, was man wiederfindet, ist vergoldet. Wird sie fortan nicht mehr als die Sonne vor meinen Augen leuchten? Nun, ich wiederhole es dir, ich bin zufrieden. Ich habe einen solchen Sieg davongetragen, daß ich dir wirklich nicht zürne. Mein armer Kamerad, du hast mir viel genützt. Aber jetzt mußt du

gehen. Nun, steh auf. Es tut dir doch nichts weh? Warte, ich komme. Ich will dir helfen, aufzustehen."

Er faßte sie unter die Arme. Sie hatte es sich im Leben zur Gewohnheit gemacht, sich immer stützen zu lassen.

„Sei nicht roh," sagte sie.

Er schüttelte sie ein wenig, wie um ihre Schultern vom Staube zu befreien.

„Und nun strecke mal deine Arme aus. Ich will dir in deine Taille helfen."

Sie hätte lieber gewollt, daß die Ärmel ihr im Hinaufstreifen die Haut zerrissen hätten, ehe sie ihm durch eine Bewegung entgegengekommen wäre.

„So glaubst du also, daß ich nie mehr werde glücklich sein können?"

„Ja. Glücklich sein, das ist ein Zustand, das ist wie eine Fertigkeit. Dein ganzes Leben hat es dich wohl lehren müssen, daß du sie nicht verstehst."

Übrigens küßten sie sich.

„Oh, fest," sagte sie, „damit ich wenigstens die Schwere deiner Küsse mitnehme."

„Du kannst dir einen andern Mann suchen, Marie. Nach alledem . . .“

Sie antwortete:

„Schon zum Suchen gehört viel Glaube.“

Buchdruckerei Roitzsch, Albert Schulze, Roitzsch.

Philippe

Marie Donadieu

PQ
2631
.H5
M3